1,50 DM / Band 121
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

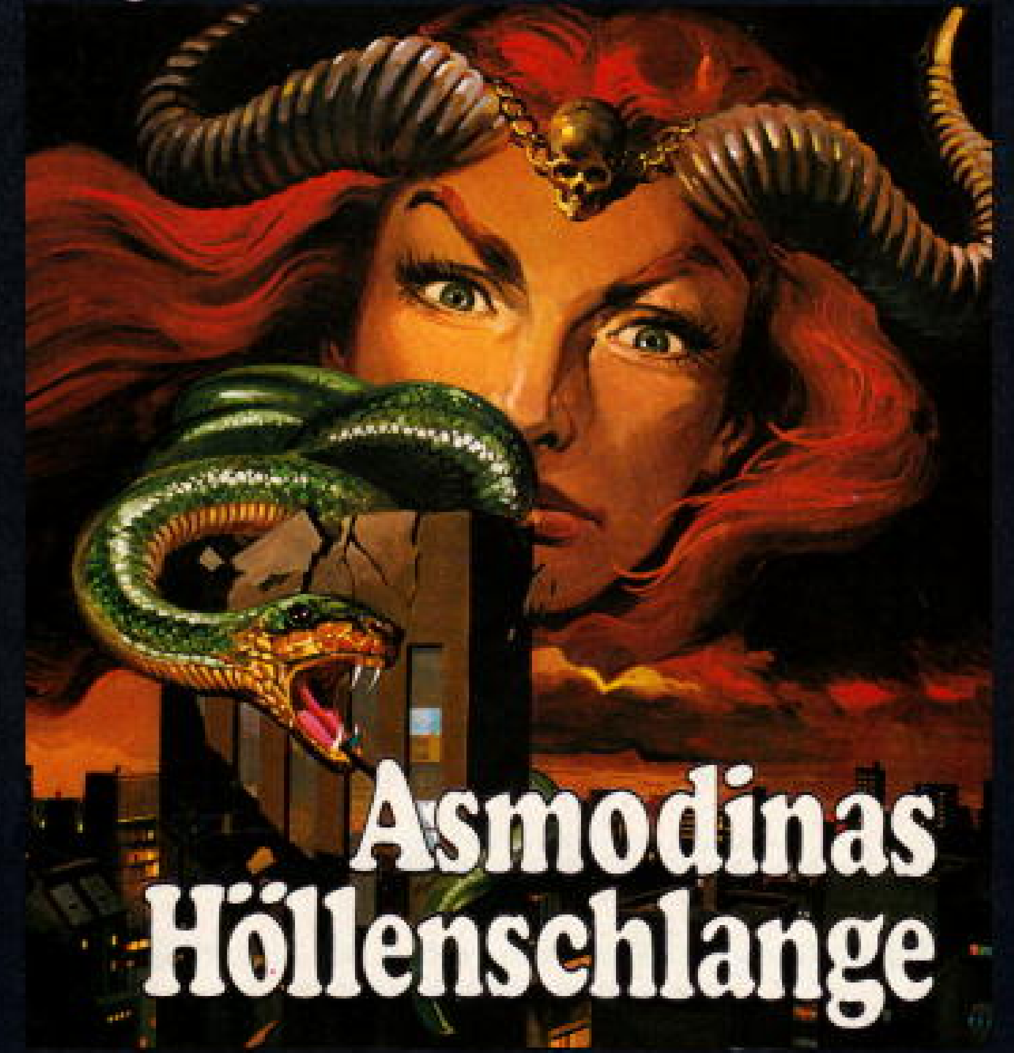
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Asmodinas Höllenschlange

Belgien F 28 / Frankreich F 3.80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Asmodinas Höllenschlange

John Sinclair Nr. 121

von Jason Dark

erschienen am 28.10.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Asmodinas Höllenschlange

Die Schlange!

Sinnbild des Bösen, Verkörperung von Bosheit und Falschheit. Schon im Paradies spaltete sie die Welt in Gut und Böse. Seit Urzeiten auch rankten sich Legenden um dieses Tier, beschäftigten sich die Mythologien der Völker damit.

Als riesiges Ungeheuer tauchte sie oft aus den Meeren auf und verschlang Schiffe samt Besatzung.

Die Schlange – gefährlich, rätselhaft, oft unheimlich.

Ich hatte bisher nichts gegen die Tiere. Doch dann trafen wir auf die Höllenschlange und merkten, daß die alten Legenden nicht übertrieben waren…

Der schwarzhaarige Mario stieß seinen Kollegen in die Seite.
»Mensch, Eddy, sieh dir mal die Puppe an!«
Eddy, dünn, einen Kopf größer als Mario und Brillenträger, ließ vor Schreck fast seinen Werkzeugkasten fallen. Staunend öffnete er den Mund und bekam ihn kaum zu.
»Mann, das ist ja irre.«
»Sag ich doch.« Mario grinste.
»Gar nichts hast du gesagt.« Eddy leckte sich die Lippen, und hinter den Gläsern der Brille funkelten seine Augen.
Dann schwiegen die Männer und starrten nur auf die Frau, die das Haus betreten hatte und auf die beiden zukam.
Sie war die perfekte Sexbombe. Dieses Weib hatte Dynamit in der Figur. Rotes Haar, das bis auf die Schultern fiel, eine Gesichtshaut glatt wie Glas; volle Lippen, etwas blaß geschminkt, dazu grüne Augen.
Vorsicht bei den Augen, wollte Mario, der Frauenkenner, sagen, doch er brachte kein Wort hervor. Ein Hauch Parfüm streifte ihn und seinen Kollegen, als die Rothaarige vor dem Fahrstuhl stehenblieb.
Eddy schluckte. Sein Adamsapfel hüpfte auf und ab. Der Monteur grinste die Frau etwas dümmlich an.
Die wandte sich an Mario. »Fahren Sie auch nach unten in den Keller?«
»Ja… ja …«
»Nehmen Sie mich mit?«
Mario saugte die Luft ein, während Eddy schon per Knopfdruck den Fahrstuhl holte.
»Natürlich nehmen wir Sie mit, Madam. Ist doch Ehrensache. Und in solch einer Begleitung fährt es sich doch ganz anders. Da macht sogar das Liftfahren Spaß.«
»Ach ja?« Die Rothaarige bestieg als erste den Lift, als die Türhälften auseinanderfuhren.
Mario zwinkerte seinem Kumpan zu und machte eine international verständliche Geste.
Eddy nickte.
Die Puppe kam ihnen gerade richtig. Und sie wollte noch in den Keller. Außerdem schien sie zu den Girls zu gehören, denen es auch noch Spaß machte.
Die Tür schloß sich.
Drei Personen befanden sich in dem Lift.
Zwei waren scharf auf die Frau. Doch sie ahnten nicht, wer da bei ihnen stand.
Es war Asmodina, die Tochter des Teufels!

***

Die Strecke bis in den großen Keller des Hauses war nur kurz.

Trotzdem versuchte es Eddy. Er wollte endlich mal schneller sein als Mario, der ihm immer die Schau stahl.

Eddy bewegte sich auf die Rothaarige zu, bis er mit seinem Ellbogen gegen ihren Körper stieß.

Die Frau lächelte.

Eddy blieb die Luft weg. Himmel, sie hatte ihn angelächelt. Ihn, Eddy, den sie aus Spott manchmal auch Django nannten.

Mario grinste nur. Er war überzeugt, daß er sich die Puppe schon an Land ziehen würde.

Der Lift hielt.

Die Türen glitten automatisch auf, und die beiden Männer ließen der Frau den Vortritt. Dann aber hatte sie Mario schnell eingeholt.

»Sagen Sie, was wollen Sie eigentlich hier im Keller?«

Die Rothaarige blieb stehen. »Jemand besuchen!«

»Wie bitte?«

»Ja, ich besuche einen Freund.«

»Aber hier wohnt keiner!«

Asmodina warf dem Mann einen spöttischen Blick zu. »Sind Sie sicher, Mister?«

Mario kratzte sich am Kopf. Entweder war er verrückt oder die Frau. Man brauchte sich doch nur umzuschauen, dann wußte man Bescheid. Zahlreiche Gänge und Kellerräume waren hier. Hinzu kamen die technischen Anlagen wie Heizung und Müllschlucker.

Weiter links befanden sich die großen Tiefgaragen, also hier wohnte wirklich niemand.

»Ist doch egal«, sagte Eddy und legte der Frau einen Arm um die Hüfte. »Hauptsache, wir sind hier.«

»Du hast recht«, sagte Asmodina und streichelte Eddys Wange.

Der merkte nicht, wie kalt ihre Finger waren.

Nur Mario wurde mißtrauisch. Ihm war das alles nicht geheuer.

Da fuhr doch keine Frau in den Keller, um mit zwei Monteuren anzubändeln. So etwas gab es nicht mal in einem schlechten Film.

Nein, hier lief etwas anderes.

»Vorsicht, Eddy«, warnte Mario seinen Kollegen.

»Wieso?« fragte Asmodina. Sie drängte sich noch enger an Eddy heran.

Eddy war schon Feuer und Flamme. Er schwelgte bereits in heißen Träumen. »Du kannst ja wegschauen«, meinte er mit kratziger Stimme.

»Eben.« Asmodina lächelte. »Gibt es hier denn keine einsame Stelle?« fragte sie.

»Doch.«

»Dann laß uns gehen.« Sie zog Eddy herum.

Mario schaute den beiden skeptisch nach. Das gefiel ihm überhaupt

nicht, was hier lief. Nein, so nicht.

Die beiden schritten durch den breiten Kellergang und wandten sich dann nach links, wo es zu dem großen Heizungsraum ging.

Warnschilder klebten an den Wänden, eine breite Stahltür sicherte den Raum, dessen Betreten verboten war.

Eddy war der Fachmann. Er und Mario hatten sich um die Heizung zu kümmern. Sie besaßen auch die Schlüssel.

Mit zitternden Fingern schloß Eddy auf. Er hatte sich dabei gebückt und sah nicht das triumphierende Lächeln der rothaarigen Frau. Sie mußte Eddy und den anderen aus dem Weg haben. Pech für die beiden Männer, daß sie gerade im unrechten Augenblick aufgetaucht waren.

Eddy öffnete. Als Kavalier ließ er Asmodina den Vortritt. Sie betraten einen Keller, der die Ausmaße einer Halle besaß. Eddy wollte Licht machen, doch Asmodina legte ihm ihre Hand auf den Arm.

»Laß es sein. Im Dunkeln ist es romantischer.«

Eddy nickte hastig. »Finde ich auch.«

Er war nervös. Teufel, solch ein Abenteuer hatte er noch nie erlebt. Das hätte er sich auch nicht träumen lassen. Wenn er eine Frau haben wollte, ging er immer ins Bordell.

Und jetzt dies.

Unglaublich.

Die rothaarige Frau streckte den rechten Arm aus. »Laß uns dort hingehen« sagte sie.

Eddy nickte nur.

Asmodina ging vor. Bewußt legte sie es bei ihrem Gang darauf an, den Mechaniker zu reizen. Sie wiegte sich in den Hüften, und die schwarze Karottenjeans spannte sich noch mehr um ihr Hinterteil. Sie trug auch eine dunkle Bluse, sie fiel locker bis auf die Hüften und wurde von einem schmalen Gürtel geteilt.

Vorn besaß die Bluse zahlreiche Knöpfe.

Asmodina drehte sich um. In der Bewegung winkelte sie den Arm an, und die Finger griffen nach den Knöpfen. Sie öffnete die obersten beiden, dann den dritten.

Eddy war stehengeblieben. Er schluckte.

»Willst du nicht näher kommen?« fragte Asmodina.

»Ich… also ich …«

»Komm doch«, lockte sie.

Da ging Eddy vor. Und er warf sich gegen die rothaarige Frau, vergrub sein Gesicht in ihre Schulter und merkte nicht, wie kalt die Haut war.

Asmodina aber veränderte sich. Plötzlich spielte sie ihre Kräfte aus, Schwarze Magie wurde wirksam. Ihre Arme, die über Eddys Rücken fuhren, nahmen plötzlich eine grünliche Färbung an. Die Finger

verschwanden, sie ballten sich zusammen, bis aus fünf Fingern ein einziger geworden war. Ein grüner, schuppiger.

Ein Schlangenarm…

Und auch die zweite Hand hatte diese Verwandlung durchgemacht. Asmodina besaß plötzlich zwei Schlangenarme.

Eddy merkte davon nichts. Er stöhnte und zitterte. Seine Hände faßten nach Asmodinas Gesicht. Er wollte ihren Kopf zurückdrücken, um sie küssen zu können.

Da spürte er etwas Kaltes, leicht Glitzschiges auf seinem Rücken.

Es kroch unter sein Hemd, streifte die nackte Haut, und Eddy bekam einen Schauer.

Von einem Augenblick zum anderen war der Zauber verflogen.

Eddy sprang zurück, schaute die Frau an und starrte wie hypnotisiert auf die beiden Schlangenarme…

***

Eddy wollte schreien. Er öffnete schon den Mund, um seinen Freund zu warnen, dann griff Asmodina ihn an.

Ihre beiden Arme schnellten vor und legten sich gedankenschnell um Eddys Hals.

Eisern drückten sie zu.

Asmodina aber lachte. »Da hattest du gedacht, ein Abenteuer zu erleben, wie? Du widerlicher Menschenwurm. Wie konntest du nur mit so etwas rechnen! Es war dein Pech, daß du mir in den Weg gelaufen bist. Ich wollte in den Keller, mehr nicht.«

Eddy würgte. Er bekam keine Luft mehr, sein Gesicht lief bereits blau an, und die Arme gaben um keinen Deut nach. Sie hatten in der Tat die Kraft einer Schlange, sogar einer Riesenschlange, denn Eddy gelang es nicht, die Umklammerung zu lösen. Er versuchte, seine Hand zwischen den Schlangenkörper und seinen Hals zu bringen, vergeblich.

Seine Knie wurden weich, gaben nach, und die Wogen der Bewußtlosigkeit überschwemmten ihn.

Eddy fiel nach vorn. Er sah den harten Boden auf sich zukommen, dann explodierte etwas in seinem Schädel, und aus den Wogen der Bewußtlosigkeit wurden die langen Schatten des Todes.

Als Leiche blieb er liegen.

Asmodina löste den Griff. Mit den Füßen schob sie den Toten neben die Verkleidung eines großen Heizkessels. Einen hatte sie geschafft. Jetzt fehlte noch der zweite. Die Notbeleuchtung reichte aus, um sich umsehen zu können.

Mario war wesentlich mißtrauischer und nicht mit in den Keller gegangen. Mit ihm würde Asmodina nicht so leichtes Spiel haben.

Lautlos bewegte sie sich auf die Tür zu und stellte sich an die Wand

in den toten Winkel.
Dort lauerte sie.
Asmodina hatte Zeit. Ihr kam es auf ein paar Minuten mehr oder weniger nicht an. Irgendwann würde dieser schwarzhaarige Mario schon erscheinen, und dann…
Sie lächelte kalt.
Ihre grünen Augen versprühten plötzlich ein unheiliges Feuer. Es waren kalte Blitze, die durch den Keller zuckten und wieder verschwanden. Und es war der Triumph, denn sie hatte einen langen ausgeheckten Plan verwirklichen können.
Sie war in das Haus eingedrungen, in dem ihr Erzfeind, John Sinclair, lebte.
Und sie wollte es zu einer Hölle machen. Wie viele Menschen dabei umkamen, das war ihr egal. Nur sollte Sinclair das Grauen erleben. Er war noch nicht lange wieder zurück in London. Bei seinem letzten Einsatz hatte er Caligro, den Weißen Magier, vernichtet. Von ihm hatte Asmodina wirklich mehr erwartet, aber er war letzten Endes doch zu schwach gewesen.
Nach wie vor hoffte sie auf eine Erstarkung des Mannes, der John Sinclair bis aufs Blut haßte.
Solo Morasso, alias Dr. Tod.
Er war dabei, die Mordliga zu gründen. Ein Mitglied hatte er bereits gefunden.
Tokata, den Samurai des Satans. Doch das war zu wenig, die Mordliga mußte wachsen. Asmodina überlegte schon, ob sie Dr. Tod nicht Destero, den Dämonenhenker, zur Seite stellen sollte.
Dann allerdings gäbe es Schwierigkeiten mit James Maddox, dem Dämonenrichter, und dem Spuk. Das alles waren Probleme, die man erst einmal durchdenken und analysieren mußte.
Abrupt wurde Asmodinas Gedankenkette unterbrochen, als sich der hochstehende Türhebel bewegte.
Mario kam.
Endlich…
Der Mechaniker drückte die Tür einen Spalt auf, traute sich jedoch nicht weiter. Auf der Schwelle blieb er stehen.
Asmodina hörte ihn atmen. Sie lächelte grausam und schaute dabei auf ihre Schlangenarme.
»Eddy!« Der Ruf, noch zaghaft, erreichte kaum die hinteren Winkel des hallenartigen Raumes.
Aber Eddy gab keine Antwort. Er konnte keine geben.
Mario lachte irgendwie dümmlich. »Der ist wohl so bei der Arbeit, daß er keinen hört.« Dieser ausgesprochene Gedanke machte ihm Mut. Er ging vor.
Asmodina ließ ihn genau drei Schritte weit kommen, dann löste sie

sich von der Wand und stieß die Tür zu.

Mario hörte das Geräusch und kreiselte herum.

Er und Asmodina starrten sich an. Und er sah die Schlangen anstelle der Arme. Seine Augen weiteten sich, er öffnete den Mund zu einem Schrei, doch auf einmal war seine Kehle wie zugeschnürt. Er brachte keinen Laut mehr hervor. Der Anblick dieser Schlangenfrau war zu schlimm.

Obwohl er seinen Freund und Kollegen nicht sah, ahnte er, was mit ihm geschehen war. Dieses Wissen ließ ihn seinen Schreck überwinden. Er warf sich auf dem Absatz herum.

Asmodina hatte im Gefühl ihres sicheren Sieges zu lange gezögert. Deshalb bekam Mario einen kleinen Vorsprung.

Dann startete die Teufelstochter.

Und sie war schnell, verdammt schnell sogar. Bevor Mario noch einen Haken schlagen konnte, züngelte der Schlangenarm vor und klatschte in den Nacken des Mannes.

Jetzt schrie Mario auf.

Sein Schrei hallte durch die unterirdische Halle und klang als schrilles Echo von den Wänden wider. Zweimal wand sich der unheimliche Schlangenarm um seine Kehle, und Asmodina zog ihn mit einem heftigen Ruck zu sich heran.

Mario fiel zu Boden.

Weit riß er die Augen auf, sah über sich das Gesicht, aus dessen Stirn plötzlich zwei Hörner wuchsen.

Teufelshörner…

Der Satan hat dich! schrie es in ihm. Diese Frau ist der Satan.

Lieber Gott, ich…

Das waren seine letzten Gedanken. Mario starb wie auch sein Kollege Eddy.

Asmodina richtete sich auf. Ihr machten die beiden schrecklichen Morde nichts. Gefühle wie Mitleid oder Erbarmen waren ihr völlig fremd. Sie tötete, wenn es sein mußte, und sie ließ die Leute am Leben, die sie brauchte.

Wie diesen Mann, dem ihr Besuch galt.

Er hieß Jerry Falmer und war vor kurzem aus Asien gekommen, wo er einige Jahre in Pakistan verbracht hatte. Wegen politischer Unruhen hatte er das Land verlassen und war nach London gefahren. Allerdings hatte er etwas mitgebracht.

Schlangen!

Terrarien voller Schlangen.

Angefangen von einer kleinen, aber hochgiftigen Wasserschlange, über die Königskobra bis hin zur mörderischen Anakonda war alles vorhanden.

Jerry Falmer liebte Schlangen. Aber nicht nur das. Er hatte sich auch

mit den Kulturen der asiatischen Völker beschäftigt, und da gab es Menschen, die Schlangen verehrten.

Sie waren das Symbol des Teufels.

Demnach war Asmodina hier nicht verkehrt. Sie hatte bereits mit dem Mann Kontakt aufgenommen, er erwartete ihren Besuch.

Die Teufelstochter ließ die beiden Leichen liegen und setzte ihren Weg fort.

Sie verließ den Heizungskeller, erreichte wieder den kahlen Betongang und schritt ihn, als wäre nichts geschehen, weiter.

Zielsicher bog sie dann in einen Quergang ein, der vor einer grauen Mauer endete.

Dort blieb sie stehen.

In diesem Gang befanden sich die Keller der Mieter. Und einer war besonders groß, der letzte in der Reihe. Ihn wollte keiner so recht haben, weil durch die Querwand dicke Heizungsrohre liefen und der Keller deshalb immer warm war.

Für Jerry Falmer jedoch war er bestens geeignet. Seine Schlangen brauchten die Wärme.

Bei seinem Einzug vor drei Wochen hatte er auch die Kellertür auswechseln lassen. Sie bestand jetzt aus dickem, metallverstärktem Holz und war so gut wie einbruchssicher, denn niemand sollte hinter das Geheimnis des Jerry Falmer kommen.

Asmodina klopfte.

Dreimal…

Dann wurde geöffnet.

Die Teufelstochter hatte sich Jerry Falmer schon einmal gezeigt, deshalb war der Mann von ihrem Auftauchen gar nicht mal überrascht.

»Komm rein«, sagte er. Asmodina betrat eine feuchte, stickige Höhle, in der sofort das künstliche Licht auffiel, das die zahlreichen Terrarien bestrahlte.

In den Gefäßen wimmelte es von Schlangen. Sie krochen übereinander, bildeten Knäuel und Knoten, glitten an den Wänden hoch, rutschten wieder ab oder lagen nur einfach träge da und lauerten auf Beute. Am Boden standen zahlreiche Kartons. Ihre Deckel waren mit Luftlöchern versehen. Die Kartons selbst bewegten sich hin und her, als würden unsichtbare Hände sie schieben. Und man hörte aus ihnen Fiepen, Quietschen und trippelnde Schritte.

In den Kartons wurden die Opfer aufbewahrt. Mäuse und Ratten.

Schweigend schaute Asmodina sich um. Dann nickte sie. »Du hast es dir hier gut eingerichtet, Jerry Falmer«, lobte sie, und der Schlangen-Fan bekam vor Aufregung einen hochroten Kopf. Er war stolz über dieses Lob, er war überhaupt stolz, daß sich die Teufelstochter mit ihm, einem unbedeutenden Mann, abgab.

Er fiel wirklich nicht auf. Die heiße Sonne Pakistans hatte seine Haut nicht gebräunt, sondern gerötet. Sein blondes Haar war noch fahler geworden, und mit den eingefallenen Wangen und den tief in den Höhlen liegenden Augen sah er aus wie ein kranker Mann.

Vielleicht war er auch krank, auf jeden Fall bekam er regelmäßig seine Malaria-Anfälle. Doch er war auch besessen. Besessen von einer Idee.

Er wollte die Höllenschlange haben!

Dieses sagenhafte Tier, das durch die Legenden der Völker geisterte und nicht auszurotten war.

Die Höllenschlange!

Es mußte sie geben. Asmodina hatte ihm versprochen, ihn auf den richtigen Weg zu bringen.

Die Teufelstochter schritt durch den Keller. Sie passierte die Terrarien, schaute mal hier hinein, dann in das nächste und hob von einem dritten einen Teil des Deckels ab.

Augenblicklich richteten sich vier Schlangen aus dem warmen Sand auf. Es waren Klapperschlangen. Am Rasseln deutlich zu erkennen.

»Vorsicht, nicht!« krächzte Jerry Falmer, dann jedoch fiel ihm ein, wer da stand, und er sagte nichts.

Asmodina senkte ihre Hand in das Terrarium.

Zwei Schlangen stießen blitzschnell zu, hackten ihre Zähne in die wieder normal gewordene Hand, und Asmodina zog sie lachend zurück. Ihr war nichts geschehen.

Falmer atmete auf.

»Du siehst, sie tun mir nichts«, sagte die Teufelstochter. »Auch wenn sie mich beißen, was soll es?« Sie hob die runden Schultern und schaute sich wieder um.

»Hat jemand etwas gemerkt?«

»Nein, nichts ist aufgefallen.«

Asmodina nickte. »Das ist ausgezeichnet. Du hast gute Arbeit geleistet, Jerry Falmer.«

»Aber nur mit deiner Hilfe.«

»Das spielt keine Rolle. Die Hauptsache ist, daß dir deine Tierchen gehorchen. Das tun sie doch – oder?«

»Natürlich.«

»Und Sinclair ist da?«

»Ich glaube. Heute habe ich nur den Chinesen gesehen. Er kam mit Blumen und einem Geschenk.«

»Dann werden sie was feiern. Du weißt nicht, was?«

»Nein.«

»Trotzdem gut.« Asmodina lächelte. »Wenn sie feiern, trinken sie auch. Höchstwahrscheinlich Alkohol. Und dieses Zeug lähmt die Reaktionsfähigkeit, die Schlangen werden leichtes Spiel haben.«

»Das glaube ich auch.«
»Wie läßt du sie raus?«
»Durch die Luftschächte der Klimaanlagen. Ich werde sie aber auch in den Gang legen.«
»Das ist gut.«
»Und wann kann ich die Höllenschlange sehen?« erkundigte sich Jerry Falmer mit hechelnder Stimme.
»Hast du sie überhaupt schon mal gesehen?« fragte Asmodina spöttisch.
»Nur auf alten Bildern. Sie ist groß, nicht wahr?«
»Riesig, mein Freund. Unheimlich groß sogar. Sie erreicht die Höhe dieses Hauses.«
»Und diese Schlange wird kommen?«
»Nein.«
Enttäuschung malte sich auf dem Gesicht des Mannes ab, doch Asmodina war noch nicht fertig.
»Die Schlange wird nicht nur kommen, sie ist bereits hier.«
Jerry Falmer schluckte. »Sie ist…«
»Ja.« Die Teufelstochter nickte. »Sie ist bereits hier. Genauer gesagt, sie steht vor dir. Denn ich, nur ich allein, bin die Höllenschlange!«

***

Jerry Falmer war wie vor den Kopf geschlagen. »Du… du bist Apep, die Höllenschlange?«
»Ja.«
»Aber das ist doch kaum möglich.« Er fuhr sich über die Stirn und spürte den Schweiß auf seinen Händen. »Das kann es doch nicht geben. Nein, das glaube ich nicht.«
»Erinnere dich daran, was du alles über Apep gelesen hast?«
Er nickte. »Ja, natürlich. Apep kann der Teufel sein. Er tritt ja in verschiedenen Gestalten auf. Je nachdem, welch einer Mythologie die Völker nachhängen. Und im alten Ägypten war der Teufel eine Schlange, der große Gegenspieler von Re.«
»Genau.«
»Meine Güte, daß ich so etwas noch erleben kann.« Er drehte sich im Kreis, schaute auf seine Lieblinge in den Terrarien und schrie:
»Habt ihr es gehört? Apep ist da! Sie ist gekommen. Zu mir gekommen, dem Herrn der Schlangen.« Er lachte irr.
Asmodina ließ ihn. Dieser Jerry Falmer war ihr eine ungeheure Hilfe. Und sie würde ihm zur Seite stehen.
Falmer beruhigte sich wieder. Er war in die Knie gesunken und preßte sein Gesicht gegen die dicke Scheibe eines Terrariums. »Ich bin glücklich«, hechelte er. »Auch ihr sollt glücklich sein. Ich werde euch eine Ration geben, so außer der Reihe.« Er beugte sich zur Seite und

riß den Deckel eines Kartons auf.

Mäuse, schwarze, braune, weiße – es wimmelte nur so von ihnen.

Mit der rechten Hand griff Jerry Falmer in den Karton hinein. Seine Finger gruben sich in das Fell zahlreicher Tiere. Er hob sie hoch, öffnete einen Deckel und schleuderte die Mäuse in das Terrarium.

Plötzlich kam Bewegung in die Schlangen. Blitzschnell ringelten sie sich auseinander, stießen sich ab, rissen ihre Mäuler auf und schlangen die Tiere gierig hinunter. Ihre Leiber wurden größer, man konnte sehen, wie die Mäuse mit Haut und Haaren gefressen wurden und weiterwanderten.

Jerry Falmer war glücklich. Er fütterte auch seine anderen Lieblinge, und sogar eine Ratte holte er hervor.

Die war für die Anakonda!

Die Ratte fiel in das Terrarium. Fiepend versuchte sie zu flüchten, prallte gegen die Wand und wollte daran hochklettern.

Die Anakonda blinzelte nur schlafrig. Sie ließ die Ratte gewähren. Dann aber stieß sie zu.

Ein Biß. Sekunden später war die Ratte in ihrem Maul verschwunden.

Asmodina aber lachte böse. »So und nicht anders soll es auch mit John Sinclair geschehen!« zischte sie haßerfüllt.

»Er hat keine Chance, keine!« gab ihr Jerry Falmer recht.

Asmodina nickte. »Da ist noch etwas«, sagte sie. »Ich mußte auf dem Weg hierher zwei Männer umbringen. Sie liegen im Heizungsraum.«

Falmer winkte ab. »Das spielt keine Rolle, wenn sie die Toten finden. Wir haben hier bald die Hölle. Was machen schon zwei tote Kerle aus?«

»Ja, was macht das schon«, erwiderte Asmodina und lachte.

***

Glenda Perkins schaute mich überrascht an, als ich eine Stunde früher als normal das Büro verließ. Sie hob ihre Hände von der Tastatur der Schreibmaschine weg und schüttelte den Kopf.

»Ist was?« fragte ich.

»Ja, ich wundere mich.«

»Und warum?« stellte ich mich ahnungslos.

»Anzug, dezente Krawatte, ein neues Hemd, alles nach der Mode des Jahres. Was ist in Sie gefahren, John?«

»Und ich kaufe noch einen Blumenstrauß.«

»Wie dieses?«

»Wenn jemand Geburtstag hat, soll man ja anständig dort erscheinen«, erwiderte ich.

»Und wer ist die Dame? Jane Collins?« Den Namen sprach Glenda etwas schärfer aus, denn sie und Jane waren zwar nicht wie Hund und Katze, doch auch keine Freundinnen. Sie gingen sich am liebsten aus

dem Weg.
»Die ist es nicht.«
Damit hatte ich Glenda erst einmal beruhigt, aber sie neugierig gemacht. Sie senkte zwar den Blick, konnte aber nicht vermeiden, daß sie etwas rot wurde.
Ich stand direkt neben ihr. Nach moderner Art trug Glenda die obersten drei Knöpfe ihrer Bluse offen. Zwangsläufig bekam ich einen guten Einblick, und was da von einem BH kaum abgestützt wurde, war schon sehenswert.
»Sie können ja raten«, schlug ich vor.
»Sheila Conolly.«
»Nein«, lächelte ich.
Glenda krauste die Stirn. »Woher soll ich wissen, welche Freundinnen Sie haben.« Sie lehnte sich zurück, wobei die Bluse etwas spannte und mir der Einblick nicht mehr gewährt wurde. Schade.
Glenda Perkins kam auch nicht mehr dazu, weiterzuraten, denn jemand drückte hastig die Bürotür auf.
Sir James Powell, mein Chef.
Jetzt wurde es Zeit für mich. Der Superintendent brachte es fertig und drehte mir noch im letzten Augenblick, kurz vor Toresschluß, einen Job an.
»Ich bin schon auf dem Weg, Sir«, sagte ich schnell. »Quasi gar nicht mehr hier.«
Er schaute mich hinter seinen dicken Brillengläsern strafend an.
»Dann gehen Sie auch, bevor ich mich ärgere.«
Ich lächelte wie sonntags, wenn die Sonne schien. »Aber nicht über mich, Sir.«
»Wenn Sie Ihre Reisekostenspesen verantwortlich unterzeichnen müßten, würden Sie weinen, Sinclair. Sie haben bei Ihrem letzten Fall einen Posten angegeben, den Sie nicht belegen können. Diese viel zu hohe Leihgebühr für das Boot.«
»Sir, der Mann hätte uns sonst nicht nach Caligro Island rübergeschafft. Leider war die Strecke zu weit, um sie schwimmend zurückzulegen. Ich kaufe mir beim nächstenmal Schwimmflossen.«
Glenda Perkins konnte ein Grinsen nicht unterdrücken. Als Sir James sie ansah, wurde ihr Gesicht schlagartig ernst.
»Machen Sie die Spesen fertig«, sagte der Superintendent. »Das schaffen Sie ja noch bis zum Feierabend.«
»Natürlich, Sir.«
Der Superintendent ging, ich folgte ihm in seinem Kielwasser. An der Tür hielt mich Glendas Frage auf.
»Wer hat denn nun Geburtstag?«
Ich drehte mich um. »Ein bezauberndes Mädchen. Schwarzhaarig wie Sie, Glenda. Dazu langbeinig, exotisch und erotisch. Eine Mischung,

sage ich Ihnen, nahezu unheimlich. Eine geballte Ladung an Leidenschaft und Sex. Sie ist…«

Glenda lachte, und auch ich mußte losprusten.

»Dann bestellen Sie Shao einen schönen Gruß«, sagte meine Sekretärin. »Ich wünsche ihr alles Gute.«

»Danke. Werd’s ausrichten.«

Mit diesen Worten verabschiedete ich mich und trabte zum Lift.

Meine Laune stand hoch oben an der obersten Stelle des Gemütspegels. Suko hatte verraten, daß Shao ein chinesisches Essen zaubern wollte, und darauf freute nicht nur ich mich, sondern auch Jane Collins. Sie war ebenfalls eingeladen. Die beiden Conollys wären auch gekommen, doch die hatten noch ein paar Tage an ihren mißglückten Urlaub gehängt und waren auf die Bahamas geflogen.

Eine Woche wollten sie ausspannen. Ich gönnte es ihnen. Sheila, Johnny und Bill hatten wirklich eine wahre Hölle hinter sich.

Mein Wagen glänzte wie frisch poliert. Ich hatte ihn am vergangenen Tag waschen lassen. Der Tankwart hatte auch noch die Zündkerzen nachgestellt und überall einen Blick hingeworfen.

Er war mit dem Bentley zufrieden.

Wie auch ich.

Als ich die Yard-Garage verließ, fielen die ersten Tropfen. Und das auf den frisch gewaschenen Wagen. Ein Wetter war das – nee, da konnte man griesgrämig werden. Kaum Sonne, nur Regen.

Widerlich. Das war kein Sommer, sondern ein verlängerter Winter.

Ich schaltete die Wischer ein. Sie kratzten etwas. Der Verkehr war wieder enorm, trotz der Ferienzeit. Für die verreisten Einheimischen waren Touristen gekommen.

Vor einem Blumenladen hielt ich und freute mich riesig, einen freien Parkplatz bekommen zu haben. Als ich mit dem großen Blumenstrauß im Arm zu meinem Wagen zurückhastete, bekam meine Freude einen Dämpfer.

Der lange Bobby stand wie ein Zinnsoldat neben dem linken Kotflügel und hatte schon seinen Block gezückt. Mit dem Daumen deutete er auf das Schild.

Halteverbot.

Ich legte die Blumen auf den Beifahrersitz und zahlte. Einige Passanten blieben stehen und grinsten schadenfroh.

Wäre ich im Dienst gewesen, hätte ich parken dürfen, so aber mußte ich zahlen. Auch ein Yard-Mensch hat nicht nur Privilegien.

Sir Powell würde dumm gucken, wenn er das wieder las.

Ich fuhr endgültig in Richtung Heimat. Suko und vor allen Dingen das Geburtstagskind Shao freuten sich riesig auf die Party.

Sie fand zwar nur im kleinen Kreis statt, doch das chinesische Essen reichte sicherlich für doppelt so viele Personen. Shao gab sich da

immer große Mühe.
Ich wühlte mich weiter durch den Londoner Verkehr, hörte dabei leise Musik und war guter Stimmung. Am Ende der Fahrt nahm mich wieder eine Tiefgarage auf.
Ich stellte den Bentley auf seinem Platz ab und schaute mich skeptisch um.
Seit dem Rattenabenteuer war ich vorsichtig geworden. Niemand wollte mir Böses, außerdem war ich nicht der einzige, der die Lifts ansteuerte.
Hausbewohner, die früher Feierabend hatten als ich, gingen mit mir. Wir nickten uns zu. Man wußte zwar, daß man zusammen im Haus wohnte, doch Namen kannte keiner. An sich nicht schön, doch für meinen Job war es nahezu ideal. Ich mußte im Anonymen arbeiten, wollte nicht unbeteiligte Personen in den oft tödlichen Kreislauf mit hineinziehen.
Natürlich wurde der Blumenstrauß angestarrt. Mit einem freundlichen Gruß verließ ich den Lift, während andere noch höher fuhren.
Ein Haus wie jedes andere, mit Bewohnern, wie sie überall lebten, doch niemand von uns ahnte die Gefahr, die sich bereits über unseren Häuptern zusammenbraute.
Ich betrat zuerst meine Wohnung und legte dort die Dienstwaffe ab. Mit der Knarre wollte ich nicht unbedingt auf einer Geburtstagsfeier herumlaufen.
Die Zeitung hatte ich aus dem Büro mitgenommen, warf sie auf den Tisch, und im Wegdrehen las ich noch, daß an diesem Tag eine Sonnenfinsternis zu beobachten wäre.
Meinetwegen.
Suko und Shao wohnten nebenan. Da die Wände nicht besonders dick waren, hörte ich Stimmen. Aber nicht nur die meiner Freunde, sondern auch andere.
Wen hatten die denn noch alles eingeladen? Sie wollten doch im kleinen Kreis feiern.
Ich erfuhr es fünf Minuten später, als auf mein Klingeln geöffnet wurde.
Shao war selbst an der Tür.
»John!« rief sie. »Ich freu mich!«
Sie bekam den Blumenstrauß und natürlich einen dicken Geburtstagskuß. Dann sang ich mit meiner leicht angerosteten Stimme das berühmte »Happy Birthday«, und Shao bekam vor Freude glänzende Augen.
»Wen hast du denn noch alles eingeladen?« erkundigte ich mich, als ich die Tür schloß.
»Es sind noch einige Vettern von Suko da.«

»Oh.« Mehr sagte ich nicht, denn ich kannte zwar Sukos Vettern nicht persönlich, aber ich hatte von ihnen schon gehört.

London hat eine gewaltige chinesische Kolonie. Und irgendwie ist jeder mit jedem verwandt. Das hatten Suko und ich festgestellt, als wir Ernesto Tse jagten, einen chinesischen Gangster, der mit Asmodina paktierte.

Vom Äußeren konnte ich Sukos Verwandte nicht auseinanderhalten und von den Namen her erst recht nicht.

Jane war noch nicht da. Dafür begrüßte mich Suko.

Er hatte sich, wie auch Shao, schwer in Schale geschmissen. Shao trug ein langes grünrot schillerndes Seidenkleid, das an der rechten Seite bis zum Oberschenkel geschlitzt war. Die hochhackigen Schuhe ließen ihre Fesseln noch schlanker erscheinen, und das lange schwarze Haar fiel duftig und weich bis auf den Rücken.

Suko im Anzug war immer etwas komisch. Er fühlte sich auch nicht wohl, sein Lächeln war mehr gequält.

Dann wurde ich vorgestellt.

Ich hatte gar nicht gewußt, daß die kleine Wohnung so viele Menschen faßte. Ich hörte die Namen und vergaß sie wieder. Suko drückte mir eine Schale mit Reiswein in die Hand. Ich war ja nicht im Dienst und konnte mir einen Schluck erlauben.

Ich trank auf Shaos Wohl.

Das chinesische Büffet war in der Küche aufgebaut. Ich wollte einen Blick riskieren, wurde aber enttäuscht, da die Speisen noch abgedeckt waren.

Suko kam zu mir. »Jane muß noch kommen«, sagte er.

»Ist sie denn die letzte?«

Mein Partner hob die Schultern. »Ich weiß ja nicht, wen Shao noch alles eingeladen hat. Das heißt, es ist so: Die Vetter bringen oft ihrerseits wieder Vettern mit und da…«

Ich lachte. »Hör auf, Suko, sonst können wir die nächsten Etagen noch hinzumieten.«

Es schellte.

Ich stellte mein Glas weg und schaute auf die Uhr. »Das wird Jane sein.«

Shao öffnete bereits. Ich drehte den Kopf und schielte in die Diele. Es war tatsächlich die Privatdetektivin. Ich sah ihr blondes Haar. Jane drückte dem Geburttagskind ein Riesenpaket in die Hand, und Shaos Augen strahlten.

Ich gönnte ihr diese Feier.

Allerdings dachte ich auch an einen Geburtstag, den wir bei mir gefeiert hatten. Diese Feier damals war durch den grausamen Einfluß eines Dämons brutal gestört worden.

Ich hoffte nur, daß so etwas hier nicht geschah.

Das jedoch war ein Irrtum, was ich allerdings zu dem Zeitpunkt noch nicht ahnte…

***

Jerry Falmer öffnete den Deckel eines Terrariums. »Das sind sie«, wisperte er, »das sind deine kleinen Freunde.«

Asmodina nickte. Sie schaute in das Gefäß hinein und sah Hunderte von Schlangen.

Sie waren klein, erinnerten an große Würmer, hatten eine grüne Haut und konnten nicht still liegen.

Falmer warf der Teufelstochter einen schrägen Blick zu. »Sind es die richtigen, Apep?« Er sprach sie fast nur noch mit Apep an.

»Ja.«

»Da bin ich froh.« Falmer rieb sich die Hände. »Sie stammen aus Ägypten. Ich habe sie an den Quellen des Nils gefunden und mitgebracht. Sie lebten dort in den Uferregionen im Schlick und Schlamm. Aber es sind die dämonischen Schlangen, die schon die alten Götter angegriffen haben. Jetzt sind sie noch ruhig, aber die Sonnenfinsternis wird kommen, und dann ist auch ihre Chance da.«

Jerry Falmer lachte und griff in das Terrarium. Seine Hände wühlten in den kleinen Schlangenleibern. Er ließ die Tiere über seine Finger wandern, fühlte die trockenen Körper und auch die Kälte, die sie ausstrahlten.

Seine Augen leuchteten. »Sie werden dir, Apep, den Weg vorbereiten«, versprach er mit flüsternder Stimme. »Diese kleinen Schlangen werden die Menschen zu Dienern machen. Zu Schlangendienern. Sie wissen es nur noch nicht.« Er lachte schallend. Seine Hand zog er wieder zurück und schloß den Deckel.

»Wie lange dauert es noch?« fragte Asmodina.

»Um Punkt 21 Uhr lasse ich die Schlangen frei. Dann wird die Sonnenfinsternis stattfinden.«

Asmodina nickte. »Zwei Stunden haben wir Zeit, um das Haus und die Menschen in unsere Gewalt zu bringen. Zwei Stunden…«

***

»Du hättest mich ja auch abholen können«, begrüßte mich Jane Collins und hauchte mir erst dann einen Kuß auf die Lippen.

Ich hob die Schultern. »Wieso? Funktioniert dein Wagen nicht?«

»Schuft, ich möchte ja schließlich etwas trinken.«

»Kannst du auch.« Ich deutete mit dem Daumen nach rechts. »Da liegt meine Wohnung. Ein Plätzchen zum Übernachten wird sich dort noch immer finden.«

»Darauf hast du schon spekuliert.«

»Wenn ich ehrlich sein soll…«

Shao kam und brachte den Reiswein. Sie drückte Jane Collins die

Schale in die Hand. Ich bekam auch eine. Wir stießen an und tranken.
Auch die Detektivin hatte sich in Schale geworfen, allerdings die Sommergarderobe im Schrank gelassen. Die lindgrüne Bluse hatte lange Ärmel. Die beiden Hälften waren dicht unter dem Hals mit Bändern zu einer kunstvollen Schleife verknotet. Der Rock zeigte eine bunte Farbe, in dem sich das Grün der Bluse wiederholte.
Nun, Reiswein löscht keinen Durst. Ich ging in die Küche, suchte und fand es.
Suko hatte ein kleines Fäßchen mit Bier besorgt. Es war sogar deutsches Bier. Gläser standen daneben.
Ich zapfte mir ein kühles Helles.
»Wußte doch, daß ich dich hier finden kann«, sagte der Chinese.
Er hatte sein Jackett ausgezogen und auch die Krawatte abgenommen. Jetzt fühlte er sich wohl.
Ich trank, wischte mir den frischen Schaum von den Lippen und zog meine Jacke ebenfalls aus. Da die Garderobe überfüllt war, legte ich das Kleidungsstück im Schlafzimmer über den Betten ab.
Mein Blick fiel auf das Fenster.
Und wieder dachte ich an die Sonnenfinsternis. Ich trat dicht an die Scheibe und schaute hinaus.
Noch war nichts zu sehen.
Außerdem regnete es. Die tiefhängenden Wolken verdeckten sowieso die Sonne. Ich verdrehte den Kopf und suchte nach einem Stück blauen Himmel.
Vergebens.
Da würde die Sonnenfinsternis wohl ins Wasser fallen. Wenigstens konnte man nichts davon sehen.
Mir war es egal. Obwohl es einige Sagen und Legenden gab, die sich gerade auf die Sonnenfinsternis beriefen. Wenn die Sonne hinter den Schatten verschwand, war dies ein Zeichen des Bösen. Dann hatte die Welt keinen Schutz mehr, und die Mächte der Finsternis konnten mit ihren tausend Armen nach den Menschen greifen.
Das waren Märchen, und ich beschloß, an diesem Abend nicht mehr an meinen Job zu denken.
Jane fing mich in der Diele ab. »Da bist du ja. Hast du dich verdrückt?«
»Nur die Jacke ausgezogen.«
»Ist dir heiß?« fragte sie und legte mir eine Hand auf den Arm.
»Und wie.«
»Wie kommt das denn?« lächelte sie.
»Das macht deine Nähe.«
»Schmeichler. Das sagst du jetzt. In den letzten beiden Wochen hast du sicherlich kaum an mich gedacht.«
»Dazu bin ich auch nicht gekommen.«

»Ja, die Bahamas-Geschichte.«

Jane und ich hatten am Telefon kurz darüber gesprochen. Sie war ja nicht mitgefahren, weil sie ein lukrativer Auftrag weggeholt hatte.

Jane Collins fragte nach Sheila und Bill.

»Sie sind noch auf den Bahamas. Sie beide wollten mit ihrem Sohn ja eigentlich Urlaub machen, dann kam aber die Sache mit den Zombies dazwischen.«

»Ja«, flüsterte Jane und schüttelte sich. »Das muß grausam gewesen sein. Besonders für Sheila.«

Ich nickte. »Die Conollys haben sich heldenhaft geschlagen. Vor allen Dingen Bill. Hätte er nicht die Übersicht behalten – na ja, du weißt schon.«

»Laß uns von etwas anderem reden«, forderte Jane.

Dafür war ich auch. »Und wovon?«

»Vom Essen. Das gibt es nämlich bald. Die ersten gehen schon in Richtung Küche.«

Da hatte Jane Collins recht. Es bewegten sich tatsächlich einige Gäste auf die Küche zu. Die freuten sich schon riesig auf das Büffet.

Jane und ich bekamen kaum Platz.

Ich war größer als alle anderen und konnte über die Köpfe der Chinesen hinwegschauen. Als ich das Bild sah, mußte ich unwillkürlich lachen.

Suko verteilte Suppe.

Shao hatte ihm eine Schürze umgebunden, er stand neben dem großen Topf, hielt die Kelle in der Hand und verteilte Suppe in die Tassen, die man ihm hinhielt.

Ein Bild für die Götter.

Neben mir stand eine, die verzweifelt versuchte, ein Foto zu machen. »Darf ich mal?«

Sie schaute mich an. »O bitte, Sir. Sie sind größer.«

Ich nahm ihr die Kamera aus der Hand und schoß zwei Aufnahmen. Suko merkte es und warf mir einen wilden Blick zu.

Ich lachte nur.

Es dauerte, bis Jane und ich an der Reihe waren. Wir nahmen unsere Tassen und hielten sie Suko hin.

»Was hast du mit den Bildern vor?« fragte mich der Chinese, während er Suppe eingoß.

»Das schicke ich an unsere Freunde, die Dämonen. Sie sollen sehen, wie du deine Freizeit verbringst.«

»Untersteh dich, John. Wenn du das tust, drehe ich dich durch den Fleischwolf.«

Wir lachten beide.

Die Suppe – Jane und ich hatten uns in den Livingroom zurückgezogen – schmeckte ausgezeichnet. Ich wußte zwar nicht, was

alles darin war, aber sie mundete vorzüglich. Vor allen Dingen bekam man Durst.

Ich griff zum Bier und leerte das Glas zur Hälfte.

»Himmel, hast du einen Zug«, sagte Jane.

»Man tut, was man kann. Am liebsten würde ich mir noch Nachschlag holen.«

»Verfressen bist du auch noch!«

Ich schluckte den letzten Rest und schaute sie schief an. »Das möchte ich überhört haben.«

»Stimmt doch.«

Zu einer Gegenantwort kam ich nicht, denn es schellte.

»Schon wieder neue Gäste«, stöhnte Jane. »Bin gespannt, wo Shao die noch alle unterbringen will.«

»Nicht mein Problem.«

Shao öffnete. Ich saß so, daß ich meinen Blick durch die Diele auf die Eingangstür werfen konnte.

Nein, das waren keine Gäste. Es sei denn, Shao hätte auch Polizisten eingeladen. Ich erkannte sie an den Uniformen.

Plötzlich war mir gar nicht mehr so wohl zumute.

Shao sprach mit den beiden Männern, nickte, wandte den Kopf, schaute in meine Richtung und winkte mir zu.

»Nein«, sagte Jane, die ebenfalls etwas bemerkt hatte. »Nicht schon wieder.«

»Vielleicht ist es harmlos«, sagte ich, stellte die Suppentasse ab und stand auf.

Shao kam mir entgegen. »Man will dich sprechen, John«, flüsterte sie mir zu.

»Weißt du, worum es geht?«

»Keine Ahnung.«

»Gentlemen?« fragte ich und schaute die Polizisten dabei an.

Die Beamten grüßten. »Entschuldigen Sie die Störung, Sir. Normalerweise hätten wir Sie nicht belästigt, aber da Sie nun einmal hier wohnen…«

»Schon gut. Worum geht es?«

»Der Hausmeister hat zwei Tote gefunden, Sir. Sie liegen im Heizungskeller Ihres Hauses…«

Das war ein Hammer!

Im ersten Augenblick wußte ich nicht, was ich sagen sollte. Etwas verlegen strich ich über mein Gesicht.

Jane Collins kam. »Was ist denn los, John?«

Ich erklärte es ihr.

Jane wurde blaß. Dann reagierte sie und sagte: »Ich hole dir dein Jackett.«

»Danke.«

Sie hatte nicht nur mein Jackett geholt, sondern auch Suko Bescheid gegeben. Er wollte natürlich mit, doch ich war dagegen.

»Nein, bleib du bei deinen Gästen. Sie sollen nichts merken. So ein Leichenfund ist ja nicht gerade eine Geburtstagsüberraschung.«

»Wie du meinst. Aber wenn du mich brauchst…«

»Klar.« Ich nickte den beiden Polizisten zu. »Okay, wir können, Gentlemen.«

Mit dem Lift fuhren wir nach unten. »Ist die Mordkommission schon da?« fragte ich.

»Sie ist unterwegs, Sir.«

»Und der Hausmeister hat die beiden entdeckt?«

»Ja.«

Der Hausmeister wußte natürlich, welchem Job ich nachging. Er hatte genau das getan, was ich auch nicht anders gemacht hätte.

Wir erreichten den Keller.

Ein Mann lehnte mit leichenblassem Gesicht an der Wand. Es war Theo Hancock, der Hausmeister.

»Mr. Sinclair«, stotterte er. »Ich… ich wußte mir keinen anderen Rat, Sir, als Sie zu …«

»Ist schon gut, Theo. Wo sind die Toten?«

Hancock deutete mit zitternden Fingern auf die Eisentür. »Dort, Sir. Dahinter liegen sie.«

Ich öffnete die Tür und machte auch Licht. Die beiden Polizisten folgten mir, Hancock blieb draußen.

Vorsichtig ging ich einen Kreis um die beiden Leichen und schaute sie mir an.

Sie waren erwürgt worden. Die Toten trugen noch ihre Monteursanzüge. Zu den Bewohnern gehörten sie demnach nicht. Ich wollte jedoch Gewißheit haben, verließ den Tatort und fragte den Hausmeister.

»Ja, Sir, das waren zwei Monteure, die sich um die Heizung kümmern sollten.«

»Sie haben nichts gesehen?«

»Nein, Sir.«

Rätselhaft das Ganze, sehr rätselhaft. Ich wußte auch nicht, was ich dazu sagen sollte. An den Druckstellen am Hals hatte ich erkannt, daß sie erwürgt worden waren. Aber wie sie genau ums Leben gekommen waren, ob man sie mit einem Seil oder den Händen erdrosselt hatte, würde erst die genauere Untersuchung ergeben.

Ich war gespannt, wer die Mordkommission leitete. Für diesen Bezirk war eigentlich mein alter Spezi, Chiefinspektor Tanner, zuständig.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Man sah ihn nicht, man hörte ihn, wie er und seine Mannschaft antrabten.

»Wohnt in diesem Haus nicht dieser Sinclair?« polterte er schon von

weitem los.

»Richtig geraten«, erwiderte ich laut und trat vor.

Tanner blieb stehen. Dabei verzog er sein Gesicht, als hätte er Essig getrunken. »Nein«, jammerte er. »Sinclair ist schon da. Mir bleibt auch nichts erspart.«

Seine Leute bewegten sich bereits auf den Tatort zu, während Tanner bei mir stehenblieb.

Er sah aus wie immer. Trug seinen alten Mantel und den noch älteren Filz. Sein Gesicht war in ständiger Bewegung. »Wenn Sie mal auswandern Sinclair, ist das für mich der schönste Tag meines Lebens.«

Ich grinste. Tanner war zwar ein alter Polterkopf, wir verstanden uns trotzdem.

Er wurde sachlich. »Wissen Sie schon mehr?«

»Nein, nur daß es zwei Leichen sind.«

»Ein Doppelmord, noch schlimmer.« Tanner wies auf Theo Hancock. »Wer ist das?«

»Der Hausmeister. Er hat die Toten entdeckt.«

Tanner winkte ihn zu sich.

Theo Hancock kam mit eingezogenem Kopf. Wer Tanner kannte, der bekam Angst vor ihm.

Chiefinspektor Tanner hob den Daumen und drückte ihn gegen den Rand von seinem Filz. »Name?«

»Theo Hancock, Sir.«

»Beruf?«

»Hausmeister.«

»Dann erzählen Sie mal.«

»Was, Sir?«

Tanner lief rosa an. Das war die erste Stufe.

Ich mischte mich ein. »Wie Sie alles entdeckt haben, Theo.«

Hancock nickte mir dankbar zu. »Also, ich wollte nachsehen, weil die beiden Monteure noch nicht zurück waren. Sie müssen sich nämlich bei mir abmelden, damit ich sie aus der Liste streichen kann. Ich ging also in den Keller, wollte ihnen Bescheid sagen, rief sie auch, aber niemand meldete sich.« Er schluckte, bevor er weitersprach. »Und dann… dann fand ich sie.«

»Mehr nicht?« fragte Tanner.

»Wieso? Meinen Sie noch eine dritte Leiche?«

Ich mußte mir das Grinsen verbeißen. »Der Chiefinspektor meinte, ob Sie vielleicht den oder die Mörder gesehen haben?«

Theo Hancock schüttelte den Kopf. »Nein, da habe ich nichts gesehen.«

»Sind Ihnen vielleicht Fremde aufgefallen?« wollte ich wissen.

»Eine Menge Chinesen.«

»Was?« schnappte Tanner.
»Moment.« Ich hob die Hand. »Die Chinesen sind zu einer Geburtstagsfeier gekommen, von der man mich ebenfalls geholt hat. Da spielt sich nichts ab.«
»Ach so.«
Die Spurensicherung war fertig. »Sie können sich die Leichen ansehen, Chiefinspektor«, wurde uns gemeldet.
Tanner und ich gingen. Der Arzt erwartete uns. »Erwürgt«, stellte er fest, »die beiden sind erwürgt worden.«
»Können Sie etwas über die Tatwaffe sagen?« erkundigte ich mich. »Ich meine, ob mit einer Schlinge oder mit den Händen.«
»Keines von beiden.«
Ich war überrascht.
»Womit dann?« rief Tanner.
»Kann ich ihnen auch nicht sagen. Mit einem dickeren Gegenstand, wie mir scheint. Das ist von den Abdrücken deutlich abzulesen. Ich konnte in der kurzen Zeit die Leichen nicht genauer untersuchen. Später kann ich mehr sagen.«
»Weitere Spuren?«
»Nein.« Die Antwort gab Tanners Assistent. »Nicht einmal Fußabdrücke. Hier scheint ein Geist gekillt zu haben«, bemerkte er mit einem Seitenblick auf mich.
Tanner verstand. »Dann ist das vielleicht Ihr Fall, Sinclair.«
Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe zwar Interesse daran, weil der Mord in meinem Wohnhaus geschehen ist, aber an Geister oder Dämonen möchte selbst ich nicht glauben.«
»Dann bleibt alles an mir hängen«, brummte Chiefinspektor Tanner. Ich grinste. »Sieht so aus.«
Zwei Träger kamen. Sie brachten die Wannen mit, in denen die Leichen abtransportiert wurden. Die Männer in den blaugrauen Kitteln mußten zweimal gehen.
Tanner und seine Mannschaft verzogen sich.
Ich hielt den Arzt noch einmal zurück. Er war ein alter Stratege und hatte seine Erfahrungen hinter sich.
»Sagen Sie ehrlich, Doc, haben Sie keine Vermutung, wie die beiden ums Leben gekommen sind?«
Er schaute mich prüfend an. »Ihnen kann ich’s ja sagen«, meinte er. »Mit Tanner hätte es wieder Zirkus gegeben. Ich war jahrelang in Asien, damals gehörte Indien noch zum United Kingdom. Und da habe ich auch Tote gesehen, die ebenso aussahen wie diese beiden hier. Wissen Sie, wie die umgekommen sind?«
»Nein.«
»Erwürgt. Und zwar durch Schlangen!«
»Schlangen?« Ich lächelte ungläubig. »Wie sollten Schlangen

hierherkommen?«
Der Doc tippte mir gegen die Brust. »Das herauszufinden, Sinclair, ist Ihre Sache. Schönen Abend noch.« Er ging.
Ich schaute ihm nach. Schlangen, das gab's doch nicht. Aber wenn der Doc es sagte…
Gedankenversunken fuhr ich wieder nach oben. Der Lärm war schon im Flur zu hören. Man amüsierte sich prächtig. Wahrscheinlich hatten Suko und Jane nichts gesagt.
Ein anderer Bewohner streckte seinen Kopf aus der Tür. »Mr. Sinclair«, sprach er mich an. »Was ist denn los?«
Ich kannte den Mann flüchtig. Er war Junggeselle und brachte abends immer allerhand auf die Beine.
»Wieso sollte etwas los sein?«
»Ich sah die Polizei vor dem Haus.«
»Nur eine reine Routineuntersuchung«, wich ich aus. Ich wollte die beiden Toten nicht erwähnen, darüber würden die Hausbewohner sowieso früh genug Bescheid bekommen.
»Wenn Sie das sagen…« Der Mann glaubte mir nicht so recht und schlug wütend die Tür zu.
Ich ging weiter.
Nach genau vier Schritten blieb ich wie angewurzelt stehen. Vor mir auf dem Boden hatte sich etwas bewegt. Etwas Grünes, Längliches – eine Schlange…
Tatsächlich!
Ich schaute noch immer auf das Tier, und meine Gedanken beschäftigten sich mit dem Woher, als die Schlange schon vorglitt.
Es ging so schnell, daß ich es nicht schaffte, auszuweichen. Plötzlich wischte sie über meinen Fuß und verschwand im Hosenbein, wo sie sofort an der Innenseite des Beins den Körper hochkroch.
So etwas war mir noch nie passiert. Sie glauben gar nicht, was das für ein Gefühl ist, wenn eine Schlange an der nackten Haut entlangkriecht.
Ich schlug mit der Hand gegen meinen Oberschenkel, fiel gegen die Wand, machte die tollsten Verrenkungen, die Schlange wurde ich nicht los.
Sie glitt wieder.
Blitzschnell…
Unterhalb des Hosenbundes kroch sie auf der nackten Haut weiter. Ich hatte eine höllische Angst davor, daß sie giftig war, und öffnete fieberhaft die Knöpfe meines Hemdes, um die Schlange endlich packen zu können.
Das war nicht mehr nötig.
Etwas anderes trat ein.
Die Schlange, auf ihrem Weg zu meinem Kopf nicht mehr

aufzuhalten, berührte das Kreuz.

Und das war ihr Verderben. Plötzlich zischte es auf, ich roch einen beißenden, ekelhaften Geruch, und schon krochen die giftgrünen Dämpfe aus meinen Ärmeln.

Dann war alles vorbei.

Als ich nach der Schlange fühlte, spürte ich den Staub zwischen meinen Fingern.

Aufgelöst…

Die Schlange existierte nicht mehr. Mein Gott. Ich schaute dem Staub nach, wie er zu Boden rieselte. Ein graugrüner Schnee. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte. Die Schlange war ein dämonisches Wesen, sonst wäre nach der Berührung mit dem Kreuz nicht diese Reaktion eingetreten.

Plötzlich war es kein normaler Kriminalfall mehr, sondern ein Fall für mich. Und der Doc hatte recht gehabt. Es gab tatsächlich Schlangen in unserem Haus. Nur – konnten diese kleinen Tiere erwachsene Männer erwürgen?

Das war die große Frage. Ich glaubte nicht daran und ging zwangsläufig von einer anderen Folge aus. Falls es in diesem Haus mehr als nur diese eine Schlange gab, die ich getötet hatte, dann mußten auch noch größere Reptilien existieren.

Dieser Gedanke war schrecklich.

Ich wußte nicht, wie viele Menschen hier wohnten, aber wenn meine Befürchtungen stimmten, dann schwebten sämtliche Bewohner in einer schrecklichen Gefahr.

Mir brach plötzlich der Schweiß aus.

Was war zu tun? Sollte ich jeden warnen? Es würde eine Panik geben, das konnte man nicht riskieren. Es machte alles nur noch schlimmer.

Was dann?

Es gab eigentlich nur eine Möglichkeit. Ich mußte mit Unterstützung meiner Freunde den Ursachen dieser dämonischen Schlangenpest auf den Grund gehen und die Tiere vernichten.

Etwas anderes kam nicht in Frage.

Ich ging wieder zu den anderen. Sie feierten noch, hatten inzwischen einiges getrunken, und ich wurde mit großem Hallo begrüßt.

Mein Lächeln fiel gequält aus, und als mir jemand ein Glas in die Hand drückte, nahm ich nur aus reiner Höflichkeit einen winzigen Schluck.

Jane Collins bahnte sich einen Weg zu mir. In ihren Augen las ich eine Frage.

Ich nickte ihr zu und deutete mit dem Kopf in eine andere Richtung. Jane Collins verstand. Wir trafen uns in der Küche. Von Suko sah ich nichts.

»Was ist geschehen?« fragte die Detektivin leise.

Ich schaute auf das Büffet, das zum größten Teil schon geplündert war. Hunger verspürte ich keinen mehr, trotz der noch vorhandenen Köstlichkeiten.

»Es hat wirklich zwei Tote gegeben«, erklärte ich. »Zwei Monteure sind erwürgt worden.«

»O Gott!«

Dann berichtete ich Jane Collins von den Vermutungen des Docs und von meiner Begegnung mit der Schlange.

»Eine Schlange?« hauchte die Detektivin.

»Ja, und sie starb nach der Berührung mit meinem Kreuz.«

»Das heißt, hier sind dämonische Kräfte am Werk.«

»Höchstwahrscheinlich.«

Jane senkte den Blick. »Und was willst du tun?«

»Erst einmal mit Suko darüber reden. Wo ist er eigentlich?«

»Im Bad, Getränke holen. Mit Shao.«

Schon bald kamen Suko und Shao zurück. Sie trugen Weinflaschen unter den Armen. Shao machte einen glücklichen, gelösten Eindruck. Suko schien ihr nichts erzählt zu haben.

»Ich hole ihn«, sagte Jane.

Die Detektivin blieb dann bei Shao, als sie Suko weggelotst hatte.

Mein Partner war noch stocknüchtern. Er hatte sich wieder eisern gezeigt.

»Und?« fragte er.

Ich erzählte ihm das, was ich auch Jane berichtet hatte.

Selbst Suko wurde blaß. Er dachte auch sofort an die Folgen, und sagte es mir.

Ich war seiner Meinung.

»Sollen wir die Leute warnen?« erkundigte er sich.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, wir sehen uns erst einmal im Keller um.«

»Einverstanden.«

Ich wollte in den Keller, denn ich hatte das unbestimmte Gefühl, etwas übersehen zu haben. Zuvor mußte ich noch eine Tür weiter.

Dort lag meine Wohnung. Und da befanden sich auch die Waffen, denn ich konnte mich sicherlich auf einige Überraschungen gefaßt machen…

***

Mary und Cliff Davies kamen aus Leicester. In London wohnten sie erst drei Monate, und Cliff war froh gewesen, daß ihm sein neuer Arbeitgeber, eine große Bankgesellschaft, auch bei der Wohnungssuche behilflich gewesen war.

Sie hatten eine Drei-Zimmer-Wohnung gefunden. Zwar in einem

Hochhaus, aber besser als gar nichts. Nach Marys Meinung hatten sie sich verschlechtert, weil ihr der Kontakt zur Natur fehlte. Sie brauchte den Garten hinter dem Haus, den weiten Blick und auch den Kontakt zu den Nachbarn.

Das alles fehlte hier in London.

Dafür stimmte das Gehalt.

Cliff verdiente fast doppelt soviel wie in Leicester, und deshalb hielt sich Mary auch zurück. Allerdings hatte sie eine Bedingung gestellt.

Sie wollte abends raus.

Cliff war einverstanden, und so fuhren sie nach Feierabend dorthin, wo man noch an der Themse spazieren gehen konnte. Über grüne Uferwiesen, wo die Abgase der Industrie sie nicht erreichten.

Auch von dem Dreck der Fabriken war nichts zu merken.

Dann dachte die 30jährige Mary stets an Leicester, wo die Welt noch in Ordnung war.

Und ihr Mann sagte immer das gleiche. »Eines Tages, Darling, ziehen wir wieder dorthin. Dann ist mir der Durchbruch gelungen. Darauf kannst du Gift nehmen.«

Mary glaubte ihrem Mann. Zudem wollte sie sich nicht ihre Illusionen rauben lassen.

Als sie an diesem Abend zurückkehrten, war es ziemlich spät geworden. Schon 22 Uhr. Sie hatten noch eine Kleinigkeit gegessen und auch etwas getrunken. Cliff war nur froh, daß ihn keine Streife angehalten hatte.

Cliff hatte seinen Arm um die Schultern der Frau gelegt, als sie das Haus betraten. Sie waren von der Tiefgarage aus noch einmal nach draußen gegangen, um etwas frische Luft zu schnappen. Zudem hatte es aufgehört zu regnen, doch auch das Weinen des Himmels machte den beiden nicht viel. Sie trugen wetterfeste Kleidung.

In der Halle trafen sie noch einen Bekannten vom dritten Stock.

Der blieb neben ihnen stehen.

»Haben Sie schon gehört?«

Das Ehepaar schüttelte gemeinsam den Kopf. »Was denn?« fragte Cliff Davies.

»Die Polizei war im Haus.«

Marys dunkle Augen wurden groß. »Ach, was Sie nicht sagen. Welchen Grund hat es denn gegeben?«

Der Mann hob die Schultern. »Keine Ahnung. Darüber schweigt man sich aus.«

Cliff Davies fuhr mit der Hand durch seinen Kinnbart. »Vielleicht ein Verbrechen. In solchen Hochhäusern geschieht ja viel.«

Der Mann nickte. »Da sagen Sie was.« Er schaute auf seine Uhr.

»Ich muß mich beeilen, will noch ein paar Zigaretten holen. Gute Nacht wünsche ich Ihnen.«

»Danke.«

Die Davies gingen auf den Lift zu. Mary schüttelte sich.

»Was hast du?«

»Wenn ich das so höre, Polizei im Haus, dann drängt es mich immer mehr, wieder auszuziehen.«

Cliff schaute seine dunkelhaarige Frau an. »Nun warte erst einmal ab, vielleicht ist alles nur harmlos.«

Sie lächelte. »Okay.«

Der Lift stoppte. Die Tür glitt auf, und Cliff ließ seiner Frau den Vortritt.

Mary schaute zur Decke hoch.

Sanft fuhr der Lift an.

Die Frau runzelte die Stirn.

»Was ist?« fragte ihr Mann.

»Nichts. Ich habe nur ein komisches Gefühl.«

Cliff winkte ab. »Du mit deinen Gefühlen. Komm, wir sind da.«

Die beiden stiegen aus. Die Wohnung lag schräg gegenüber. Cliff hielt bereits den Schlüssel in der Hand. Er schloß auf, machte Licht und sperrte direkt wieder ab.

Seine Frau hatte den Mantel schon ausgezogen und war bereits im Livingroom. »Ich habe noch Durst, Cliff.«

Der Mann nickte. Er holte für sie und sich ein Glas Orangensaft.

Sie tranken.

»Müde?« fragte Cliff.

»Ja.«

»Okay, dann laß uns schlafen gehen. Willst du zuerst ins Bad?«

Mary nickte. Sie drehte sich schon um und schleuderte ihre Schuhe von den Füßen.

Cliff griff zur Fernbedienung und drückte die Taste für das erste Programm. Auf der Mattscheibe erschienen mehrere Männer, die um einen halbrunden Tisch saßen und diskutierten.

Wieder einmal ging es um die wirtschaftliche Lage der Insel. Cliff schüttelte den Kopf.

Da hörte er den Schrei!

Für einen winzigen Augenblick stand Cliff Davies stocksteif. Der Schrei war in der Wohnung aufgeklungen.

Mary!

Cliff warf sich herum und rannte zum Bad. Hart riß er die Tür auf, stolperte über die Schwelle und prallte gegen seine Frau, so abrupt blieb er stehen.

Ihn packte das nackte Entsetzen.

In seinem Badezimmer wimmelte es von Schlangen!

Sie waren überall. Sie ringelten sich über den Boden, über den zugeklappten Deckel der Toilette und schlängelten auch in der blauen

Badewanne.

Eine grüne, widerliche, sich hin und herbewegende Flut. Sie waren nicht groß, etwa so lang wie ein Männerarm und dabei kaum dicker als ein Finger. Cliff Davies hatte das Gefühl, auf eine Menge riesiger Würmer zu schauen.

»Cliff!« schrie seine Frau. »Cliff!« Sie klammerte sich an ihrem Mann fest, er spürte die spitzen Nägel durch den Stoff des Hemdes in seinem Fleisch und war unfähig, etwas gegen die Schlangenflut zu unternehmen.

Er starrte auf die Masse.

Und sie kam näher.

Die Schlangen richteten sich auf, fixierten aus ihren kleinen Augen die beiden Menschen, denn plötzlich hatten sie ein Ziel.

Sie wurden schnell.

Als die erste Schlange über die glatten Fliesen züngelte und plötzlich an den Beinen der Frau hochglitt, bekam Mary einen Schreikrampf. Weit riß sie den Mund auf. Aus ihrer Kehle drangen Laute, die sich an den kahlen Wänden des Bades brachen und als kreischendes Echo durch die Wohnung schwangen.

Cliff hatte sich wieder gefangen. Er bückte sich, griff nach dem am Bein seiner Frau hochgleitenden Schlangenleib und wollte ihn wegreißen.

Das war sein Fehler.

Auf einmal waren die anderen Tiere da. Sie kamen wie grüne Blitze über ihn. Cliff Davies spürte sie plötzlich in seinem Nacken.

Sie glitten hinter dem Kragen vorbei, rutschten über seinen Rücken, und er hatte das Gefühl, in Eiswasser zu stehen.

Es war grauenhaft.

Cliff ließ die Schlange am Bein seiner Frau los, schlug mit den Armen um sich, wobei er die Tiere packen wollte, die über seinen Körper ringelten, doch die Schlangen glitten immer wieder durch seine Finger.

In die unten offenen Hosenbeine glitten sie hinein, schlängelten an seinen Beinen hoch, und Cliff Davies wurde von Angst und Ekel geschüttelt.

Seiner Frau erging es ähnlich.

Sie war zurückgewichen und dabei gegen die Wand geprallt.

Gleichzeitig trat sie auf den Leib einer Schlange.

Mary Davies rutschte aus.

Das war ihr Verhängnis. Cliff konnte ihr nicht zu Hilfe eilen, er hatte mit sich selbst genug zu tun. Mary wurde nach vorn geworfen.

Sie fiel auf die Wanne zu.

Plötzlich sah sie den blauen Rand dicht vor ihren Augen. Dann stieß sie mit der Stirn dagegen, und etwas explodierte vor ihren Augen.

Schwer rollte sie zur Seite.
Mary wurde nicht bewußtlos, doch die Schmerzen kamen in Intervallen und drohten, ihren Schädel auseinanderzureißen. Nur schwach hörte sie die Stimme ihres Mannes.
»Mary… Ma … ahhhhggrrr …«
Cliff gurgelte auf. Sein Oberkörper war mit zuckenden, windenden Schlangenleibern bedeckt. Gleich mehrere hatten sich um seinen Hals gewunden, schnürten ihm die Luft ab, töten ihn aber nicht.
Der Mann krachte zu Boden. Haarscharf nur verfehlte sein Kopf die Kante des Waschbeckens.
Auf der Seite blieb er liegen.
Und die Schlangen waren überall. Sogar an seinem Mund. Die erste schob sich hinein, ringelte weiter – und war verschwunden.
Das sah Mary nicht. Aber auch sie spürte etwas Glattes auf ihrem Gesicht, öffnete unbewußt den Mund und gab ebenfalls einer Schlange Gelegenheit, zwischen ihre Lippen zu kriechen.
Sie verschwand im Leib der Frau.
Plötzlich war es still.
Eine nahezu tödliche Ruhe breitete sich in dem kleinen Badezimmer aus.
Asmodinas Horrorschlangen hatten ihren ersten Sieg errungen.
Von Hektik war nichts mehr zu merken. Die Tiere zogen sich von den beiden leblosen Menschen zurück. Sie glitten in eine Ecke des Badezimmers und warteten ab.
Mary Davies bewegte sich als erste.
Verwirrt richtete sie sich auf, schaute sich um und lächelte plötzlich, als sie auf das Gewimmel schaute.
Die Anwesenheit der Schlangen machte ihr nichts mehr aus. Im Gegenteil, sie freute sich sogar darüber.
Ihr Blick fiel auf Cliff.
Er lag noch am Boden. Für einen Moment wurden die Augen der Frau starr, dann bewegte sie sich auf den Mann zu und stieß ihn an.
Auch Cliff öffnete die Augen.
Mary lächelte.
Sie wollte etwas sagen, doch Worte drangen nicht aus ihrem Mund. Es war das Zischen einer Schlange…
Ihrem Mann machte dies nichts aus. Auch er antwortete in der gleichen Art und Weise. Zischend, als wäre er selbst ein Reptil und kein Mensch.
Die beiden erhoben sich und verließen das Badezimmer. Die Tür versperrten sie nicht.
Es machte ihnen überhaupt nichts aus, daß die Schlangen ihnen aus dem Bad in den übrigen Teil der Wohnung folgten. Sollten sie doch, sie waren ihre Freunde.

Beide lachten sogar, als sich die zahlreichen grünen Leiber aus dem Bad wälzten, doch das Lachen verging ihnen, denn plötzlich schlug die Türklingel an…

***

Der Stimmungswechsel war abrupt gekommen. Eben noch die Euphorie der Feier, dann der Schock mit der kleinen, aber gefährlichen Schlange.

Ich war mal wieder im Dienst. Und diesmal nicht irgendwo in der Welt, sondern im eigenen Haus. Meine Gegner hatten wie der berühmte Blitz aus heiterem Himmel zugeschlagen.

Im Lift sagte Suko: »Jetzt ist bald Sonnenfinsternis. Die Gäste werden sie beobachten wollen.«

»Sie können nicht viel sehen.«

»Trotzdem, der Reiz bleibt«, meinte mein Parnter. Er runzelte die Stirn. »Ob die Sonnenfinsternis etwas mit den Vorgängen hier im Haus zu tun hat?«

»Wie kommst du darauf?«

Der Lift stoppte, und Suko gab die Antwort, als wir die Kabine verließen. »Nun, es gibt Sagen und Legenden, in denen gewisse Vorgänge ursächlich auf die Verdunkelung der Sonne zurückzuführen sind«, erklärte er.

»Aber nicht mit Schlangen«, widersprach ich.

»Kennst du die Geheimnisse genau? Denk an die alten Ägypter.«

Suko hatte recht, und ich hörte auch inzwischen auf seine Meinung.

Der Chinese las sehr viel, vor allen Dingen beschäftigte er sich mit den Mythologien fremder Völker.

»Was ist mit den Ägyptern?« hakte ich nach.

»Dort heißt es, daß die Stunden der Sonnenfinsternis auch die Zeit des Bösen ist. Wenn der Sonnengott Re einmal nicht über die Menschen wacht, werden finstere Götter versuchen, die Macht an sich zu reißen. Hier könnte es ebenfalls so sein.«

Ich werde nachdenklich. »Weißt du da etwas genaueres?«

»Ja und nein. Aber mehr ja«, lächelte Suko. »Da gibt es zum Beispiel Apep.«

»Wer ist das schon wieder?«

»Die Höllenschlange und Gegenspielerin von Re.«

Ich schlug meinem Freund auf die Schulter. »Suko, du bist eine Schau. Hast du das erraten?«

»Nein, ich las vor kurzem zufällig über diese gefährliche Schlange namens Apep. Sie ist die Feindin Res.«

»Re hat viele Gegner.«

»Sicher, doch Apep gehört dazu.«

Ich war sehr nachdenklich geworden und meinte nach einer kurzen

Pause: »Apep ist bestimmt nicht so klein, wie ich sie erlebt und gesehen habe.«

»Nein, das ist eine Riesenschlange.«

»Wie groß?«

»So wie dieses Haus…«

Ich schaute Suko an. Er hob nur die Schultern. »Außerdem hat Apep zahlreiche Diener, eben diese kleineren Schlangen. So sieht es aus, John.«

»Aber diese Schlange wird nicht von allein aktiv«, sagte ich. »Jemand muß sie leiten. Wer?«

Suko hob die Schultern.

»Höllenschlange, sagtest du?«

»Ja.«

»Dann könnte Asmodina dahinterstecken.«

Suko atmete tief ein. »Das befürchte ich auch, John.«

Noch waren es alles Theorien und Hypothesen. Die Sache konnte auch ganz anders aussehen. Mal abwarten.

Wir schritten durch den Keller und blieben vor der großen Tür zum Heizungsraum stehen. Die Mordkommission hatte ihr Siegel dagegengeklebt. Ich war berechtigt, es zu öffnen.

Wir betraten den Raum.

Ich war von den gewaltigen technischen Anlagen beeindruckt.

Hier befand sich die Energie-Zentrale des Hochhauses. Vieles wurde automatisch gesteuert, und der Hausmeister, der seine Runde drehte und dabei den Keller nicht auslassen durfte, hatte nur überwachende Funktionen.

Im Licht der Leuchtstoffröhren suchten wir den Boden ab.

Vielleicht hatte die Mordkommission etwas übersehen, doch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch.

Die Beamten – alte Routiniers – hatten gründlich gearbeitet. Wir fanden keinerlei Spuren, die auf eine Existenz der Schlangen hindeuteten.

Schließlich näherten wir uns wieder dem Ausgang. »Was also tun?« fragte Suko.

»Wir haben ja erst einen kleinen Teil des Kellers durchsucht«, erklärte ich.

»Du denkst an die Einzelkeller.«

»Genau.«

Plötzlich lächelte Suko.

»Was hast du?«

»Erinnerst du dich noch an das Hochhaus der Dämonen, John?«

Und ob ich mich daran erinnerte. Damals war es wirklich hoch hergegangen, ich hatte auf dem Dach des Hochhauses um mein Leben kämpfen müssen, und Suko war im letzten Moment mit einem

Hubschrauber gekommen und hatte mich gerettet.
»So ähnlich könnte der Fall auch hier liegen«, meinte der Chinese.
Ich hob die Schultern. »Nur hatten wir es damals nicht mit Schlangen zu tun. Wenn ich daran denke, daß sich Hunderte dieser kleinen Schlangen in unserem Haus befinden, wird mir ganz anders.«
»Dann kommen wir an einer Evakuierung nicht vorbei«, sagte Suko.
Ich gab ihm recht.
Der Keller des Hochhauses war ein unterirdisches Labyrinth.
Zahlreiche Gänge durchkreuzten es. Glatter, kalter Beton, mit Leuchtstoffröhren an den Decken.
Dann die einzelnen Keller, die den Mietern gehörten. Verschlage, mehr nicht, nur durch Lattentüren gesichert.
Suko hatte eine starke Taschenlampe mitgenommen, denn das Licht erhellte zwar die Gänge, aber nicht die einzelnen Keller. In jeden wollten wir hineinleuchten.
Es war eine zeitraubende Arbeit. Zudem mußten wir immer darauf gefaßt sein, daß uns plötzlich eine Schlange entgegenkam und angriff.
Himmel, was die Leute in ihren Kellern so alles verstauten! Das fing bei einem Schnapslager an, ging weiter über Bierkästen, bis hin zu gestapelten Zeitungen.
Es war wirklich sagenhaft.
Nur Schlangen fanden wir nicht. Das war keineswegs beruhigend für uns, denn ich wollte unbedingt das Nest dieser Tiere ausfindig machen.
»Nichts«, kommentierte Suko, und wir nahmen uns den nächsten Gang vor. Welchem Mieter der Keller gehörte, konnten wir an den Namensschildern ablesen, die an der Tür angebracht worden waren.
Auch in unsere Kellerräume leuchteten wir hinein.
Meiner war leer.
Bei Suko jedoch stand allerlei Krempel herum.
Der Chinese schimpfte. »Da siehst du, was geschieht, wenn man mit einer Frau zusammenlebt.«
Ich mußte lachen. Shao hatte wirklich zahlreiche Kartons im Keller gestapelt.
Wir gingen weiter.
Eine halbe Stunde verstrich, in der wir keinen Erfolg erzielt hatten. Einmal begegnete uns ein Mieter. Mißtrauisch wurden wir beäugt, und der Mann bekam es sogar mit der Angst zu tun. Er war erst beruhigt, als ich ihm meinen Ausweis präsentierte.
Dann wurde er neugierig und fragte, was passiert wäre.
Ich gab keine Antwort. Beleidigt schritt der Mann davon.
Der nächste Keller. Wieder leer.
Dann der letzte in der langen Reihe. Dieser Keller war doppelt so groß wie die anderen.

Suko las den Namen halblaut vor. »Jerry Falmer. Kennst du den, John?«
»Nein.«
Mein Partner ging an mir vorbei und wollte in den Keller hineinleuchten.
Das war nicht möglich, da eine Stahltür den Eingang verschloß.
Suko schaute mich an. »Nachtigall, ich höre dir trapsen«, sagte er.
»Das hat doch was zu bedeuten.«
Der Meinung war ich auch. Jeder Mieter hatte die normale Lattentür vor seinem Keller, nur dieser Jerry Falmer nicht. Verbarg er was? Die Chancen standen 50 zu 50. Das Anbringen der anderen Tür konnte einen ganz harmlosen Grund haben, aber so recht wollte ich daran nicht glauben.
»Öffnen wir?« fragte Suko.
Ich runzelte die Stirn. So ganz war das nicht nach meinem Geschmack. Ich schreckte immer davor zurück, in fremde Wohnungen gewaltsam einzudringen, aber in diesem Fall durfte ich wohl nicht zögern, denn hier ging es um das Leben zahlreicher Menschen, wenn sie auch noch nicht unmittelbar bedroht waren.
»Okay.«
Suko schaute sich das Schloß an. Es war nicht einmal ein Spezialschloß. Man konnte es bequem knacken.
Einen verfeinerten Dietrich trug ich immer an meinem Schlüsselbund. Ich holte ihn hervor und werkelte an dem Schloß herum. Das Gerät hakte ein paarmal, wollte nicht fassen, und ich wurde langsam sauer. Bei einem zweiten Versuch klappte es dann.
Die Tür war offen.
»Wenn sie dich mal feuern, kannst du ja Einbrecher werden«, bemerkte Suko.
»Könnte mir etwas besseres vorstellen«, erwiderte ich und zog die Tür auf.
Im Keller war es dunkel.
Ich hob die Hand und suchte den Lichtschalter. Den fand ich an der linken Seite, kippte ihn herum, und sofort flammte es an der Decke auf.
Überrascht blieben wir stehen.
Nach all unseren Enttäuschungen hatten wir in diesem Keller ebenfalls nichts Besonderes erwartet, doch was wir jetzt sahen, war ein Hammer.
Der Raum war mit Terrarien vollgestellt.
Und ich sah die Schlangen.
Sie ringelten sich in den Terrarien, deren Deckel offenstanden.
Eine Riesenschlange, zum Beispiel, in einem anderen Gefäß mehrere Klapperschlangen, die sich gestört fühlten und mit ihrem gräßlichen

Rasseln unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen.
Brillenschlangen, Baumschlangen, Kobras – dieser Keller war ein wahres Schlangenparadies.
»Das ist es«, flüsterte Suko. »Jerry Falmer ist unser Mann.«
Ich nickte und schritt langsam vor.
Auch Suko ging mit.
Keiner von uns achtete dabei auf die Tür. Und das war unser Fehler. Irgendwo mußte dieser Jerry Falmer oder ein Komplize von ihm gelauert haben, denn plötzlich hörten wir ein dumpfes Geräusch, und als wir herumfederten, war die Tür zu.
Wir hörten noch, wie der Schlüssel herumgedreht wurde, aus…
Schritte, die sich entfernten, dazwischen ein höhnisches Lachen.
Das konnte sich der Unbekannte auch erlauben, denn wir waren inmitten der verdammten Biester eingesperrt und sahen keine Chance, schnell aus dem Keller zu entkommen. Bevor wir die Tür wieder aufgeschlossen hatten, waren die Schlangen längst über uns…

***

Mary und Cliff Davies schauten sich an.
»Öffnest du?« zischte Cliff. Obwohl er kaum Worte hervorbrachte, verstand seine Frau ihn.
Sie nickte und ging zur Tür.
Ein Mann stand draußen – Jerry Falmer.
Er lächelte, schaute an Mary vorbei, sah ihren Mann und auch die zahlreichen Schlangen. »Nun?« fragte er, »habt ihr euch schon mit meinen Freunden bekannt gemacht?«
Mary nickte.
»Das ist gut, das ist sehr gut. Darf ich eintreten?«
Mary gab den Weg frei.
Jerry Falmer ging in die Wohnung. Er begrüßte Cliff mit Handschlag und schaute ihn an.
»Wie fühlst du dich?«
»Gut.«
»Spürst du die Kraft der Schlange?«
»Ja.«
»Bist du auch bereit, für die Schlange alles zu tun? Wirst du ihr gehorchen?«
Mary und Cliff nickten gemeinsam.
Jerry Falmer rieb sich die Hände. Einen Sieg hatte er bereits errungen. Wenn das so weiterging, konnte Asmodina zufrieden sein.
Er ließ das Ehepaar stehen und ging auf seine Freunde zu.
Die Schlangen waren überall.
Sie krochen über die Möbel, über die Sessel, die Couch und versuchten sogar, an den Wänden hochzugleiten. Da war ein

unheimliches Gewimmel von Schlangenkörpern, und inmitten dieser Tiere standen die drei Menschen.

Waren es überhaupt noch Menschen?

Bei zwei von ihnen bestanden zumindest starke Zweifel. Die Haut des Ehepaars hatte sich bereits verfärbt. Sie besaß einen grünen Schimmer, erinnerte irgendwie an die Farbe der Schlangenkörper. Zudem traten auch noch winzige Schuppen auf. Sie klebten buchstäblich auf der Haut und rieselten zu Boden, wenn Cliff oder Mary mit der Hand darüberstrichen.

Die in ihren Körpern befindlichen Schlangen waren dabei, völlig von den Menschen Besitz zu ergreifen.

Sie machten Schlangen aus ihnen…

Falmer sah dies mit großer Befriedigung. Er fragte: »Seid ihr bereit, für die Höllenschlange alle Opfer zu bringen?«

»Ja«, tönte es wie aus einem Mund.

»Werdet ihr auch dafür sorgen, daß andere Menschen von den Schlangen beherrscht werden?«

Nicken.

»Dann kommt mit.« Jerry Falmer machte auf dem Absatz kehrt und schritt zur Tür.

Er öffnete und ging nach draußen.

Leer lag der Gang vor ihnen. Falmer drehte sich um und sagte:

»Zum Fahrstuhl, wir werden in den Keller müssen.«

Die beiden waren einverstanden. Cliff Davies wollte noch die Tür zudrücken, doch Jerry schüttelte den Kopf.

»Nein, nicht das. Laß die Tür offen. Schließlich wollen unsere Freunde noch andere Menschen beglücken.«

Die drei gingen, und sie ließen die Wohnungstür offen.

Die Schlangen aber fanden, wie von unsichtbarer Hand gesteuert, den Weg nach draußen…

***

Wir hockten in der Falle, daran biß keine Maus den Faden an. Zeit, um das Schloß zu knacken und zu fliehen, hatten wir nicht, ebensowenig gelang es uns, schnell genug die Deckel der einzelnen Terrarien zu schließen.

Wir mußten uns unserer Haut wehren.

Blitzschnell entwickelte ich einen Plan. Ich warf Suko meinen Dietrich zu. »Versuche, die Tür aufzukriegen«, sagte ich ihm. »Ich kümmere mich um die Schlangen.«

Sukos Gesicht war abzulesen, daß er gar nicht damit einverstanden war, er fügte sich aber.

Selbst die schläfrige Anakonda war erwacht. Sie hielt ich besonders im Auge.

Sie war dick wie ein Männerarm und sah gar nicht mal so groß aus, als sie zusammengeringelt in ihrem Terrarium lag. Doch das täuschte. Als sie über den Rand glitt, wurde mir schon komisch zumute, denn die Schlange aus Südamerika war ein gefährliches Biest.

Mit einer unheimlichen Lautlosigkeit bewegte sie sich vor. Ihre Zunge zuckte aus dem Mund, und die kleinen Augen fixierten mich.

Ich schüttelte meine Beklemmung ab und zog die Beretta. Auch Suko hatte seine Waffen mitgebracht, selbst die Dämonenpeitsche steckte in seinem Gürtel.

Die Anakonda fiel dem Boden entgegen. Sie berührte ihn, doch kein Laut entstand, so leicht glitt der schwere Körper vor. Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück.

Daß ich mich nur auf die Riesenschlange konzentriert hatte, merkte ich, als es fast zu spät war.

Direkt vor mir vernahm ich plötzlich das Rasseln und sah die beiden hochaufgerichteten Klapperschlangen.

Ihre Köpfe pendelten hin und her, die Zungen schnellten vor, und die beiden Schlangen befanden sich in der höchsten Reizstufe.

Jeden Moment konnten sie vorschnellen.

Sie taten es.

Blitzschnell stießen ihre Köpfe vor, die Leiber schnellten auf mich zu, ich sprang zur Seite, und die Schlangen verfehlten mich um Haaresbreite.

Sie klatschten zu Boden.

Ich aber schoß.

Das erste Silbergeschoß zertrümmerte den Schädel der Klapperschlange. Der Leib zuckte noch einmal, dann lag er still. Aber er löste sich nicht auf.

Diese Erkenntnis durchzuckte mich im Bruchteil einer Sekunde.

Demnach hatte ich es hier nicht mit dämonischen Schlangen zu tun, sondern mit ganz normalen.

Und ich hatte eine Silberkugel vergeudet.

Sollte ich auch eine zweite riskieren?

Nein, ich entschied mich für eine andere Möglichkeit. Bevor die zweite Klapperschlange angreifen konnte, glitt ich zur Seite weg, steckte die Pistole ein und zog meinen Dolch.

Im Laufe der Zeit hatte ich gelernt, mit dieser Waffe umzugehen.

Ich war kein Anfänger mehr.

Eiskalt ließ ich die Schlange kommen und hatte sogar noch Zeit, einen Blick auf Suko zu werfen, der verzweifelt an dem Türschloß herumwerkelte. Auf ihn hatten es die Schlangen zum Glück noch nicht abgesehen, so daß er die Zeit fand, die nötig war, um unsere Befreiung voranzutreiben.

Die Klapperschlange griff an. Wieder rasselte sie, doch bevor sie

sprang, stieß ich mit dem Messer zu.

Ich mußte treffen, zu einem zweiten Stich würde ich wohl nicht kommen.

Ich traf.

Der Dolch bohrte sich durch den flachen Schädel der Klapperschlange und auch durch den Rachen.

Er tötete sie.

Wieder zuckte das Biest und verendete.

Ich richtete mich auf. Schweißnaß war ich, der Kampf hatte verdammt Nerven gekostet.

Im selben Augenblick klatschte etwas auf meine linke Schulter.

Ich schielte nach links und sah den dicken Schlangenarm auf meinem Körper.

Die Anakonda!

Zum Schrei blieb mir keine Zeit mehr, denn rasend schnell drehte sich der Schlangenleib um meinen Körper, um mir mit mörderischer Kraft die Knochen zu brechen…

***

Sie nahmen das Treppenhaus.

Jerry Falmer ging vor, die beiden anderen folgten ihm. Das Treppenhaus, für Notfälle gedacht, war gut ausgeleuchtet. Es hatte breite Stufen. Die Architekten des Gebäudes hatten sämtliche Sicherheitsauflagen erfüllt.

Sie gingen in den Keller.

Es machte ihnen nichts aus, so viele Stufen hinabzusteigen, denn am Ziel sollten sie belohnt werden.

Mary und Cliff waren gespannt.

Und sie hatten sich stärker verändert. Das Jucken auf ihrer Haut störte sie nicht mehr, denn sie wußten, daß der Keim der Schlange in ihnen steckte und sie bald so eine Schuppenhaut bekamen wie die Tiere selbst.

Schon waren ihre Bewegungen geschmeidiger als die der Menschen. Sie glitten mehr über die Stufen, als daß sie liefen.

Grünliche Schuppen wuchsen bereits auf ihren Gesichtern. Nase und Mund waren wesentlich flacher geworden, die Metamorphose setzte sich unbeirrbar fort.

Noch zwei Stockwerke, dann hatten sie den Keller erreicht. Jerry Falmer warf hin und wieder einen Blick zurück. Wenn er die beiden anschaute, nickte er zufrieden, der dämonische Keim pflanzte sich schnell fort.

»Bald könnt ihr Apep sehen«, versprach er. »Bald ist es soweit. Nur noch ein wenig Geduld…«

Sie gingen weiter. Nahmen Stufe für Stufe und standen schließlich im

Keller.

Brandrote Pfeile wiesen auf den Notausgang hin. Außerdem zweigte ein Gang zur Tiefgarage ab, damit man bei einem Feuer auch dahin fliehen konnte.

Es gab mehrere Türen. Sie alle bestanden aus feuersicherem Material, und hinter den Türen lagerten die Löschgeräte für eventuelle Brandkatastrophen.

Falmer ging auf die nächstliegende Tür zu, öffnete sie und winkte.

Cliff und Mary Davies folgten.

In dem Raum brannte nur die Notbeleuchtung, doch auch sie reichte aus, um ein Wesen zu erkennen, das eine Mischung zwischen Weib und Schlange darstellte.

Es war eine Frau.

Schön das Gesicht, aber von einer ungeheuren Kälte beseelt, dazu die bösen Augen und die rote Haarflut. Bis zum Hals war sie Mensch. Darunter begann der Schlangenkörper.

Er war dicker als die meisten, doch in der Art unterschied er sich nicht. Er bewegte sich hin und her, richtete sich auf, zuckte, pendelte vor und wieder zurück.

»Apep«, flüsterte Jerry Falmer und wandte sich um. »Das ist Apep, die Höllenschlange«, erklärte er den beiden. »Seht sie euch gut an. Apep ist eure Herrin.«

Cliff und Mary Davies standen da und staunten. Dann aber glitt ein Lächeln über ihre Gesichter, und die Augen begannen zu glänzen.

»Wir sind deine Diener!« zischten sie.

Die Schlangenfrau lachte. »Wollt ihr, daß Apep dieses Haus und seine Bewohner vernichtet?«

»Ja.«

»Und ihr würdet euch selbst dafür einsetzen?«

Wieder bejahten die beiden.

»Dann kommt zu mir und empfangt den Schlangenkuß, damit ihr für immer meine Diener bleibt.«

Cliff und Mary traten näher.

In Höhe ihrer Gesichter sahen sie den Kopf der Frau, den halb offenen Mund…

»Du zuerst, Cliff!« flüsterte Asmodina.

Cliff Davies neigte seinen Kopf vor.

Im selben Augenblick stieß die Zunge aus dem Mund und bohrte sich in seinen Mund.

Cliff zuckte zurück. Im ersten Moment verzerrte sich sein Gesicht, dann aber nahm es einen glücklichen Ausdruck an, denn er hatte den Schlangenkuß empfangen.

Sein Blut begann durch die Adern zu tosen, obwohl man sagt, daß Schlangen kaltes Blut hätten, hier jedoch war es genau umgekehrt.

Und Cliff verwandelte sich in eine Schlange.
Sein Körper wurde schmaler.
Gleichzeitig veränderte sich auch sein Gesicht. Nase, Mund und Kinn traten zurück, sie verflachten, der Kopf zog sich in die Länge wie ein riesiges Ei.
Ein Schlangenkopf entstand.
Gleichzeitig wuchsen die Beine zusammen, und die Zunge wurde gespalten.
Aus Cliff Davies war eine Schlange geworden, mit grüner, schuppiger Haut.
Das gleiche geschah mit Mary, seiner Frau. Auch sie verwandelte sich in eine Schlange.
Asmodina und Jerry Falmer schauten zufrieden zu. Vor allen Dingen Asmodina, denn ihre Magie ging nun auf.
Sie jedoch verwandelte sich wieder zurück. Der Schlangenleib verschwand und machte dem wohlproportionierten Körper einer Frau Platz.
»Geschafft«, sagte Asmodina und lachte kehlig, wo sie zudem noch auf die sich am Boden ringelnden Schlangen schaute. Niemand sah ihnen mehr an, daß sie einmal Menschen gewesen waren.
Teil zwei des großen Planes konnte beginnen.
Jerry Falmer zog sich zurück. Er hatte noch andere Aufgaben zu erledigen, denn er wollte die Leichen der beiden eingeschlossenen Männer wegschaffen…

***

Die Leichen waren munter. Noch…
Doch mittlerweile sah es böse aus. Die Schlange drückte mir immer mehr die Luft ab.
Ich wollte um Hilfe schreien, brachte aber nur ein dumpfes Röcheln hervor.
Trotzdem hörte Suko es, schnellte hoch und wirbelte herum.
Seine Augen wurden groß.
Wir hatten allerdings nicht mit der Raffinesse der anderen Schlangen gerechnet. Während mich die Anakonda umklammert hielt, hatten sich andere, hochgiftige Schlangen zwischen mich und Suko gestellt und dem Chinesen den Weg zu mir abgeschnitten.
Wenn Suko mich erreichen wollte, mußte er erst drei Kobras und zwei andere mir unbekannte Schlangen aus dem Weg schaffen. Bis dahin konnte mich die Anakonda längst erwürgt und mir sämtliche Knochen gebrochen haben.
Aber noch hatte ich den Dolch. An die Beretta kam ich nicht heran, mein Arm war zu sehr eingeklemmt, doch das Messer hielt ich frei in der rechten Hand.

Ich sah, wie die verdammten Schlangen sich auf den Chinesen stürzten, dann jedoch wurde mir die Sicht genommen, weil der dicke Schlangenkörper vor meinen Augen erschien.

Blindlings stach ich zu.

Mit dem geweihten silbernen Dolch attackierte ich die Schlange, und die Klinge drang tief in das Fleisch dieses Riesentieres ein.

Die Schlange zuckte.

Ihr Schwanzende peitschte. Er wischte vor meinen Augen entlang, während ich weiter zustach.

In wilder Panik hieb ich immer wieder mit dem Dolch in den Leib. Hart, wie besessen.

Es war ein gnadenloser Kampf. Ich gegen die Bestie, die mich erdrücken wollte.

Etwas krachte auf den Boden, ging splitternd zu Bruch. Ich sah nicht, was es war, denn vor meinen Augen wallten bereits die ersten Schleier.

Eine Bewußtlosigkeit war nicht mehr fern.

Und trotzdem kämpfte ich. Es war der reine Überlebenswille, der mich so handeln ließ. Wie durch Watte gedämpft, hörte ich Schüsse.

Und plötzlich hatte ich einen lichten Augenblick, sah den Kopf der Anakonda dicht vor meinen Augen und erfaßte instinktiv die große Chance.

Ich stach zu.

Die Klinge drang in das Maul, schlitzte die obere Hälfte auf. Blut drang aus der Wunde, bespritzte mich, aber plötzlich ließ der ungeheure Druck nach.

Die schwere Anakonda fiel zu Boden.

Damit jedoch war sie längst nicht erledigt. In ihren letzten Zuckungen wurde sie brandgefährlich. Sie schlug mit ihrem kräftigen Leib um sich.

Ich bekam einen mörderischen Hieb gegen meine Knie, der mich von den Beinen riß.

Der Boden raste auf mich zu, und es gelang mir soeben noch, mich mit einer Hand abzustützen. Dann fiel ich auf die Seite.

Wieder traf mich ein Hieb.

Diesmal hatte ich Glück im Unglück, denn der Schlag traf auch gleichzeitig zwei kleinere Schlangen und räumte sie aus dem Weg.

Die Tiere flogen quer durch den Raum und klatschten dicht neben Suko gegen die Wand.

Ich bekam wieder Luft.

Irgendwie gelang es mir auch, auf die Beine zu kommen. Dabei schwankte ich wie ein Strohhalm im Wind, hustete, keuchte und rang verzweifelt nach Luft.

Wieder peitschte ein Schuß.

Suko hatte ausgezeichnet gezielt. Dicht an meinem Knie vorbei wischte die Kugel und zerschmetterte einen Schlangenkopf. Das Biest hatte ich gar nicht gesehen.

Der Weg zu Suko war frei.

Ich taumelte hin.

Zwei, nein, mit der letzten Schlange waren es drei, die Suko erschossen hatte. Zwei andere hatte er zertreten. Von den Köpfen war nichts mehr zu sehen.

Ein Terrarium hatte die Anakonda in ihrem Todeskampf zerstört.

Nur noch Splitter und das Stahlgerippe waren übrig.

»Mann«, stöhnte ich, »das war knapp.« Ich warf einen Blick auf den toten Schlangenkörper. Diese Anakonda hätte mich fast geschafft, jetzt war es zum Glück vorbei.

Allerdings waren noch zahlreiche Schlangen übrig. Sie griffen jedoch nicht an, sondern hatten sich in den Winkeln des Kellerraumes verkrochen.

Noch immer rang ich nach Luft. Mein Brustkasten schmerzte ebenso wie die Rippen. Beides tastete ich vorsichtig ab. Gebrochen war nichts, das gab mir wieder Mut.

Ich wandte mich an Suko. »Hast du die Tür aufbekommen?«

»Noch nicht.«

»Okay, mach weiter.«

Der Chinese bückte sich und probierte es. Meine Hände zitterten nach der durchlittenen Anstrengung zu sehr. Den Anzug konnte ich wegwerfen und den Betrag auf die Spesenrechnung setzen. Sir James Powell würde sich freuen. Aber das Schlangenblut würde auch durch eine Reinigung nicht herausgehen.

»Fertig«, meldete Suko.

Ich warf noch einen letzten Blick auf die zahlreichen Schlangen, die sich langsam wieder vortrauten.

»Lassen wir sie hier?« fragte der Chinese.

»Klar, in diesem Keller sind sie bestens aufgehoben.«

»Falls sie nicht einer freiläßt.«

»Das Risiko müssen wir eingehen.« Ich drängte mich an Suko vorbei und öffnete die Tür.

Rasch warf ich einen Blick in den Gang.

Er war leer.

Klar, von dem heimtückischen Typ, der abgeschlossen hatte, war bestimmt nichts zu sehen.

Auch Suko verließ den Keller, betrat den Gang und knallte die Tür wieder zu.

Da sah ich ihn.

Ein Mann tauchte aus einem Quergang auf. Er wandte sich in unsere Richtung und hatte es sehr eilig, das bewiesen seine hastigen Schritte.

»Sieh mal an«, sagte Suko und machte sich sprungbereit.
Der Mann blieb stehen.
Jetzt hatte er uns erkannt. Und dann reagierte er wie ein Automat. Blitzschnell warf er sich auf dem Absatz herum. Bevor wir noch eingreifen konnten, war er schon in dem Gang verschwunden, aus dem er auch gekommen war.
Suko und ich starteten gleichzeitig. Wir erreichten die Einmündung, wischten um die Ecke, da fiel der Schuß.
Zum Glück war der Kerl kein guter Schütze, er hatte viel zu hoch gehalten, die Kugel hieb in die Decke und surrte als Querschläger davon.
Wir lagen flach.
Der Mann, von dem wir annahmen, daß es Jerry Falmer war, rannte weiter. Seine Schritte hämmerten auf dem Betonboden, sein Vorsprung wurde größer, wir hatten das Nachsehen.
Meine Beretta ließ ich stecken, und auch Suko zog die Waffe nicht. Wir wollten den Kerl lebend.
»Verdammt, wo kann der hin sein?« fragte Suko, als wir am Ende des Ganges stehengeblieben waren.
Ich hob die Schultern.
»Kennst du dich hier nicht aus?« fragte mich Suko.
»So wenig wie du.«
Der Chinese lachte leise. »Und dabei wohnst du viel länger hier.«
»Richtig. Aber wann komme ich schon mal in den Keller.« Meine Blicke waren überall.
Für den Mann gab es zwei Möglichkeiten. Links ging es zu den Tiefgaragen. Wenn er dort seinen Wagen geparkt hatte, war er längst über alle Berge.
Und rechts? Dort führte der Weg zum Treppenhaus, wie ich an einem Pfeiler ablesen konnte.
Ich entschied mich dafür, nach rechts zu laufen, denn ich glaubte nicht daran, daß dieser Jerry Falmer die Flucht ergreifen würde. Er gehörte hier ins Haus, hier hatte er seine Aufgabe zu erledigen, und er hatte hier seine Helfer.
Die Schlangen!
Ich startete, und Suko fragte oder sagte nichts, er blieb an meiner Seite.
Eine feuersichere Tür hielt uns auf. Sie führte zum Treppenhaus.
Sie war nicht verschlossen.
Allerdings machten wir nicht den Fehler, sie hastig aufzureißen, sondern lugten erst durch einen Spalt.
Wir konnten zwar nur einen kleinen Ausschnitt erkennen, der allerdings war frei.
Ich nickte Suko zu. »Wagen wir es?« raunte ich.

Blitzschnell drückte ich mich durch den Spalt, drehte nach links weg und hielt die Beretta im Anschlag.
Suko machte es mir nach. Nur nahm er sich dabei die rechte Seite vor.
Keine Gefahr drohte.
Niemand lauerte auf uns.
Die Notbeleuchtung brannte, und in ihrem Schein erkannten wir die breiten Stufen der nach oben führenden Nottreppe. Wahrscheinlich war unser Mann dortlang geflüchtet.
Ich gab Suko ein Zeichen.
Gemeinsam liefen wir los – und kamen nur bis zum ersten Absatz.
Da sahen wir ihn. Er stand einen Absatz über uns, hielt eine Waffe in der Hand, aber auf die konnte er getrost verzichten, denn was sich von ihm aus die Stufen herab bewegte, waren mindestens 20 Schlangen…

***

Shaos Geburtstagsfeier lief auf Hochtouren.
Irgendeiner hatte etwas von der Sonnenfinsternis gehört, und obwohl es draußen fast dunkel war, drängte sich alles ans Fenster.
Natürlich war nichts zu sehen.
Die meisten waren enttäuscht und hatten wieder einen Grund, einen guten Schluck zu trinken.
Zu denen, die sich taktvoll zurückhielten, gehörten Jane Collins und Shao.
Die beiden machten sich Sorgen. Als Shao ein paar Minuten Zeit hatte, kam sie zu Jane.
»Wo die beiden wohl bleiben?« flüsterte sie.
Die Detektivin hob die Schultern. »Keine Ahnung. Es scheint aber schwerwiegender zu sein, als es ausgesehen hat.«
»Diese Schlangen, nicht?«
»Moment.« Jane hob die Hand. »Bisher hat John nur von einer Schlange gesprochen, denn noch haben wir keinen Beweis, daß es mehrere sind.«
»Ich glaube trotzdem daran.«
Jane nickte. »Ich auch.«
»Und was machen wir?« fragte Shao. »Soll ich die Feier auflösen?«
Jane Collins lächelte schmal. »Das wird dir kaum vor Mitternacht gelingen. Außerdem – welchen Grund willst du eigentlich angeben?«
Shao nickte. »Stimmt auch wieder. Die Wahrheit kann ich unmöglich sagen.«
»Da hast du recht.«
»Was machen wir also?« fragte die Chinesin.
»Abwarten.«
»Das fällt mir schwer«, erklärte Shao.

Jane lächelte. »Glaub ich dir gern.«
»He, Shao, was machst du für ein Gesicht«, wurde die Chinesin angesprochen. »Du hast doch heute Geburtstag. Komm, sing und lach mit uns.« Zwei Landsleute traten auf Shao zu und zogen sie hoch.
»Geh nur«, lächelte Jane, als sie den verzweifelten Blick sah, den Shao ihr zuwarf. Sie wollte nicht so recht, aber sie hatte auch Pflichten als Gastgeberin, denen sie nachkommen mußte.
Jane fühlte sich ein wenig fremd zwischen all den fernöstlichen Besuchern. Sie ließ man auch in Ruhe, so daß die Detektivin Zeit fand, sich umzuschauen.
Sie stand auf, schlenderte durch die Wohnung in die Diele, drückte sich dort an lachenden Menschen vorbei und blieb an der Wohnungstür stehen. Als keiner schaute, zog sie die Tür auf.
Jane machte einen Schritt in den Flur, blieb jedoch so stehen und klemmte ihren anderen Fuß zwischen die Tür.
Sie blickte nach rechts und links. John hatte von einer Schlange erzählt. Jane sah nichts.
Der Flur war leer.
Sie hob die Schultern und ging wieder in die Wohnung zurück.
Einige wollten noch Suppe essen und beschwerten sich auch, daß Suko nicht mehr bei ihnen weilte.
»Ja, wo ist er eigentlich?« wurde Shao direkt angesprochen.
Die Chinesin wußte im ersten Augenblick nicht, was sie sagen sollte, und warf Jane Collins einen hilfesuchenden Blick zu. Die Privatdetektivin schaltete schnell.
»Suko fühlte sich nicht wohl.«
»Dem ist wohl vom eigenen Essen schlecht geworden«, kicherte ein zierliches Persönchen und schlug sich sofort gegen den Mund, aus Angst, zuviel gesagt zu haben.
»Nein, das nicht. Muß eben in der Luft liegen.«
»Kein Wunder, bei diesem Wetter«, meinte jemand.
»Aber im Schlafzimmer liegt er nicht«, meldete sich ein Mann.
»Nein, da hat er auch keine Ruhe«, sagte Shao. »Er hat sich woanders hingelegt.«
»Wo denn?« riefen zwei Gäste gleichzeitig.
Diesmal antwortete Jane Collins. »Das sagen wir nicht, Freunde. Suko will nicht gestört werden.«
»Der ist wie eine Diva.«
»Noch schlimmer.«
Wenn ihr wüßtet, dachte Jane, aber sie sagte nichts, sondern lächelte Shao nur zu.
Die Chinesin bemühte sich sehr um ihre Gäste. Sie reichte Getränke herum, lächelte und hatte für jeden ein freundliches Wort übrig.
Jane aber hielt sich weiterhin abseits.

Ihre Sorgen wurden von Minute zu Minute größer. Immer wieder schaute sie auf die Uhr. Die Zeit verging, und von John als auch Suko war nichts zu sehen.

Jane kramte in der Tasche und holte eine Zigarette hervor. Hastig zündete sie sich das Stäbchen an, rauchte ein paar Züge und trank Orangensaft.

Dann hielt sie es nicht mehr aus. Mit der brennenden Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger trat sie ans Telefon und wählte die Nummer des Nachtportiers.

Der meldete sich sofort.

»Hier Collins«, sagte Jane.

»Ah, Miß Collins.« Der Portier kannte Jane. »Was verschafft mir die Ehre Ihres Anrufes?«

»Ich wollte fragen, ob Sie Mr. Sinclair gesehen haben.«

»Heute?«

»Ja.«

»Sorry, Miß Collins. Ich habe ihn leider nicht gesehen.«

»Er hat also nicht das Haus verlassen?« hakte die Detektivin nach.

»Nein, es sei denn durch die Tiefgarage.«

»Okay, danke.«

»Soll ich ihm denn etwas bestellen, wenn er noch kommt?«

»Das ist nicht nötig.« Jane hängte ein und drückte die Zigarette aus.

Shao hatte Jane beobachtet. Sie kam schnell. »Und? Hast du etwas erreicht?«

Jane Collins schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Auch der Portier hat John nicht gesehen.«

»Dann befinden sich er und Suko noch im Haus.«

Die Detektivin nickte. »Und mit den Schlangen.«

Shaos Augen wurden groß. »Um Himmels willen. Mal den Teufel nicht an die Wand.«

Jane lächelte beruhigend. »Keine Angst, Shao, die beiden sind schon mit ganz anderen Dingen fertig geworden.«

Die Chinesin ging nicht auf Janes Bemerkung ein. »Ob wir sie vielleicht suchen sollen?«

»Wie?«

»Wir könnten das Haus durchkämmen.«

»Nein, dann werden die anderen nur mißtrauisch.« Jane beugte sich vor. »Tu mir einen Gefallen und kümmere dich um deine Gäste, Shao, das ist besser.«

»Wenn du meinst…«

»Wirklich.«

Jane ließ Shao sitzen. Sie stand auf und wanderte durch die Wohnung. Jemand forderte sie zum Tanzen auf. Jane sagte nicht nein. Doch sie war mit ihren Gedanken woanders und konnte sich nicht auf

den Rhythmus konzentrieren.

Der Tänzer merkte das, und Jane entschuldigte sich. »Wissen Sie, ich bin keine gute Tänzerin.«

»Das macht nichts, ich…«

Der Mann sprach nicht weiter. Und auch Jane Collins sagte nichts. Aber ihr rieselte eine Gänsehaut über den Rücken.

Beide hatten sie den gellenden Schrei vernommen. Er war von einer Frau ausgestoßen worden, die sich ebenfalls im Livingroom befand.

Plötzlich spritzten die Tänzer und Gäste auseinander, so daß sich in der Mitte des Raumes ein freier Platz befand. Gläser fielen zu Boden und zerklirrten.

Alle sahen es.

Neben dem Tisch, mitten auf dem Teppich, bewegte sich eine Python-Schlange…

***

Jane Collins wunderte sich, wie sehr sich die Gäste der Party in der Gewalt hatten. Außer dem einen, ersten Schrei drang kein Laut über ihre Lippen, doch das Entsetzen stand auf den Gesichtern der Menschen wie eingemeißelt.

Eine Schlange in der Wohnung.

Wo kam sie her?

Die Python hatte sich aufgerichtet. Obwohl sie zu der kleinsten Art in ihrer Familie gehörte, wies sie noch immer eine Länge von gut vier Metern auf.

Ein schreckliches Biest…

Jane schluckte. Sie starrte auf den Kopf dieser ›kleinen‹ Riesenschlange, der sich hin und her bewegte. Dabei hatte sie das Gefühl, als würde die Python Maß nehmen und aussuchen, wen sie als ersten angreifen wollte.

Sie hielt sich zurück. Plötzlich senkte sich ihr Körper, der Kopf lag flach auf dem Boden, und mit kaum zu sehenden Bewegungen schlängelte sie davon.

Das ging so schnell, daß es einige Gäste nicht schafften, zur Seite zu springen, zudem war es in der Wohnung eng. Als die Python über die Füße einer Frau kroch, schrie diese gellend auf.

Vielleicht wäre alles gut gegangen, doch dieser Schrei schien die Python irgendwie geärgert zu haben. Der Schlangenleib drehte sich und kletterte plötzlich an der wie zur Salzsäule erstarrten Frau hoch. Jetzt erst bekamen die übrigen Gäste mit, wie groß diese kleinste der Python war.

Plötzlich befand sich der Schlangenkopf dicht vor dem Gesicht der entsetzten Frau.

Keiner der Gäste wagte einzugreifen, sie alle waren selbst viel zu

entsetzt.
Nur Jane Collins sprang vor.
Sie hatte Mühe, ihren Ekel zu überwinden, und es war, mehr ein Reflex, als ein vom Gehirn gesteuerter Befehl, der sie so handeln ließ. Sie sah einfach das Leben einer anderen Person in Gefahr und war darauf gedrillt worden, andere zu retten.
Todesmutig sprang sie auf die Frau zu, die bereits von der Schlange umschlungen war und unter Atemnot zu leiden hatte. Das Gesicht hatte eine rote Farbe angenommen, die Adern traten dick hervor, aus ihrem Mund drang ein tiefes Stöhnen.
Jane Collins hob beide Arme und packte voll zu. Im Zirkus hatte sie gesehen, wie Artisten mit Schlangen umgingen, sie versuchte das ohne Übung und Training zu wiederholen.
Dicht unterhalb des Kopfes umschlossen ihre Hände den Schlangenkörper. Die Python spürte den Druck, und sie merkte, daß sie einen neuen Gegner bekommen hatte.
Ihr Leib löste sich von der Frau, die zusammenklappte und eben noch aufgefangen werden konnte.
Jetzt wandte sich die Schlange der blondhaarigen Detektivin zu.
Ihre gespaltene Zunge schnellte aus dem Maul, Jane sah die kleinen Augen und bekam plötzlich Angst vor ihrer eigenen Courage. Sie wollte die Schlange von sich schleudern, zögerte jedoch eine Sekunde zu lang, und der geschmeidige Körper wand sich um ihre Beine.
Jane wurde zu Boden gerissen.
Im nächsten Moment war die Python über ihr.
Plötzlich brach eine Panik unter den Gästen aus. Niemand eilte Jane zu Hilfe, alle wollten so rasch wie möglich das Zimmer verlassen und rannten zur Tür.
Bis auf eine.
Shao!
Sie konnte nicht mit ansehen, was die Schlange mit Jane Collins anstellte, und griff ein.
Todesmutig warf sie sich der Schlange entgegen, die Jane Collins ein paarmal umringelt hatte und zudrückte.
Jane kämpfte verzweifelt. Sie hatte es geschafft, ihre Hände abermals dicht unter den Kopf der Python festzuklammern, doch ihr Druck war nicht stark genug, um den anderen zu sprengen.
Jane verlor.
Dann war Shao da.
Sie packte ebenfalls die Schlange, wollte sie zurückreißen, doch der Körper glitt ihr durch die Hände. Wild bewegte die Python ihren Schwanz, er peitschte auf den Boden, und Shao bekam einen harten Schlag gegen das rechte Bein.
»Ein Messer!« schrie sie. »Schnell, ein Messer!«

Einer der Gäste reagierte. Es war ein kräftiger Mann, der seine Angst über Bord warf, in die Küche rannte und mit einem langen, feststehenden Messer zurückkehrte.

Er übergab Shao die Waffe jedoch nicht, sondern stach selbst zu.

Zweimal hieb er die Klinge in den Leib.

Die Python wurde rasend. Sie spürte den Schmerz, ringelte sich zusammen, ließ Jane Collins los und wandte sich ihrem neuen Gegner zu.

Der stürzte sich auf sie. Dabei stieß der Chinese einen wilden Schrei aus und hatte unverschämtes Glück.

Die Klinge traf die Python tödlich. Dicht hinter dem flachen Kopf drang sie ihr in den Hals.

Es war der Todesstoß.

Die Schlange verendete.

Der Mann starrte auf die Klinge, sah das Blut, röchelte und kippte einfach um.

Es war zuviel für ihn gewesen.

Jane Collins erhob sich stöhnend. Sie spürte jeden einzelnen Knochen in ihrem Körper, es gab einfach keine Stelle, die nicht schmerzte. Vor allen Dingen beim Atmen.

Angeekelt warf sie einen Blick auf den großen, toten Schlangenkörper. Der Kadaver widerte sie an.

Shao kam zu ihr. Tränen schimmerten in den Augen der schönen Chinesin. »Wie fühlst du dich, Jane?«

Die Detektivin lächelte gequält. »Wenn ich gut sage, dann habe ich gelogen. Aber ich bin noch am Leben, und das habe ich nur dir zu verdanken.«

Shao winkte ab. »Nein, der Mann, der hat dir und mir das Leben gerettet. Wäre er nicht so mutig gewesen…«

»Er auch«, sagte Jane. Dann drehte sie sich um. »Hat denn keiner einen Schluck Wasser?« fragte sie die anderen Gäste.

Zwei Frauen liefen in die Küche.

»Was geschieht jetzt mit der Schlange?« Shao blickte Jane an.

»Wir werfen sie in den Müllschlucker.«

Dazu erklärten sich gleich mehrere Männer bereit. Zu viert wurde die Riesenschlange hochgehoben.

Die Frauen kamen mit dem Wasser. Zusätzlich noch mit einer Flasche Whisky.

Als der Bewußtlose den scharfen Alkohol roch, wurde er wieder munter. Er schlug die Augen auf und wollte sich hochsetzen. Shao stützte ihn.

Langsam wurde der Blick des Mannes klar. »Die… die Schlange«, flüsterte er. »Wo ist sie?«

»Wir haben sie weggeschafft«, antwortete Shao.

»Dann war es doch kein Traum?«

»Nein, Tao Shen. Wir verdanken dir unser Leben. Wenn wir irgend etwas für dich tun können…«

»Ich habe getan, was getan werden mußte«, erwiderte der Chinese. »Es war selbstverständlich.« Er stand auf. Shao half ihm dabei.

Tao Shen lächelte. »Plötzlich bin ich ohnmächtig geworden. So etwas. Das war wohl die Angst vor der eigenen Courage.«

»Kann sein.«

Einer der anderen Gäste meinte: »Ihr seid uns doch nicht böse, wenn wir es vorziehen, nach Hause zu gehen?«

Shao schaute ihre Landsleute an. Aus dem lustigen Völkchen waren ängstliche Menschen geworden. Wer konnte es ihnen auch verdenken?

»Nein, Freunde, das kann ich verstehen. Ich danke euch trotzdem.«

»Sollen wir nicht die Polizei holen?« fragte Tao Shen.

Dagegen war Jane Collins. »Die Schlange ist tot, und damit haben wir die Gefahr gebannt.« Hoffentlich, fügte sie in Gedanken hinzu.

Der Abschied fiel bedrückt aus. Shao lächelte zwar, doch auch das Lächeln konnte die Angst nicht verbergen, die hinter ihren Gesichtszügen lauerte.

Die ersten waren schon an der Tür, zogen sie auf, und fuhren schreiend zurück.

Wuchtig wurde die Tür wieder zugeknallt. Eine Frau lehnte sich schweratmend mit dem Rücken dagegen und rutschte doch in den Knien zusammen.

»Was ist denn geschehen?« fragte jemand.

»Die Schlangen!« keuchte die Frau. »Himmel, die Schlangen. Sie sind – sie sind überall im Flur…«

***

Zum erstenmal sah ich diesen Jerry Falmer aus der Nähe. Obwohl er mit Suko und mir in einem Haus wohnte, waren wir uns bisher noch nicht begegnet.

Seine Haut erinnerte in der Farbe an die eines gekochten Krebses, so rot war sie. Er hatte fahles Haar und tief in den Höhlen liegende Augen, die einen gewissen Fanatismus ausstrahlten. Seine Finger konnte er nicht ruhig halten, er bewegte sie hin und her, als wären sie selbst kleine Schlangen.

Nur die Hand, die den Revolver hielt, war ruhig. Der Arm schien am Körper festgewachsen zu sein.

Wir hielten unsere Waffen nach wie vor in den Händen, allerdings wiesen die Mündungen nach unten, dem Boden zu. Falmer würde immer schneller schießen als wir.

Er lachte. »Nun?« höhnte er.

Ich verkniff mir eine Antwort, sondern starrte auf die Schlangen.

Welche Arten es waren, die uns da entgegenringelten, konnte ich nicht sagen. Ich bin kein Experte für diese Tiere. Ich wußte auch nicht, ob giftige darunter waren oder weniger giftige, für mich zählte allein der geballte Angriff.

Und sie würden angreifen, das stand fest.

Falmer war noch nicht fertig. »Hattet ihr im Ernst gedacht, mich aufhalten zu können? Mich und Apep?«

Ich horchte auf. »Wer ist Apep?«

»Du kennst sie nicht?«

»Nein.«

Suko wollte etwas erklären, doch ich winkte ab. Falmer sollte mir selbst die Wahrheiten ins Gesicht sagen.

»Apep ist die Höllenschlange, sie ist das Böse, und es gibt jemand, der sich in Apep verwandelt hat. Asmodina!«

Jetzt war es heraus, und ich muß ehrlich sagen, daß ich nicht gerade begeistert war. Wir hatten es also mit Asmodina zu tun. Sie hatte sich, wenn ich Falmer richtig verstanden hatte, in eine Schlange verwandelt.

In Apep, die Höllenschlange.

Befand sie sich in der Nähe?

Ich warf wieder einen Blick auf die Schlangen. Sie bewegten sich nicht mehr weiter, hatten innegehalten und lagen auf den Stufen, wo sie sich auszuruhen schienen. Das schien wirklich nur so. In Wahrheit behielten sie uns im Auge.

»Wo finde ich Apep?« wollte ich von Jerry Falmer wissen. »Ist sie hier irgendwo?«

»Ja.«

»Dann führe uns zu ihr.« Ich wollte Asmodina Auge in Auge gegenüberstehen, vielleicht hatte ich dann die Chance, sie zu vernichten. Denn ich besaß mein Kreuz, den Dolch und die Beretta.

Nur mein Bumerang lag noch im Koffer. Es wäre zu unhandlich gewesen, ihn mitzunehmen.

Aber Falmer tat mir den Gefallen nicht. »Du wirst Apep noch früh genug sehen, aber dann in voller Größe. Falls du es überlebst, denn ihre Diener haben von mir und ihr den Auftrag bekommen, euch zu töten. Sie werden das gesamte Haus einnehmen, es wird ihre Burg, und du kommst darin um. Alle werden sterben, denn die Schlangen sind schon überall. Ich habe dafür gesorgt. Die Tiere in meinem Keller sind nur ein winziger Teil meiner Sammlung.« Er lachte irr.

Mir lief ein Schauer über den Rücken. Ich wußte, daß Falmer nicht bluffte und daß hinter ihm eine Macht stand, die so gut wie unbesiegbar war.

Asmodina!

»Paß auf, John!« zischte Suko.

Seine Warnung kam nicht zu spät. Die ersten Schlangen griffen bereits an.

Gleichzeitig sprang Jerry Falmer zurück. Und in der Bewegung feuerte er.

Es war mehr ein Reflex, der mich zurückschießen ließ. Auch Sukos Waffe krachte.

Falmer schrie plötzlich auf. Die Wucht der Kugeleinschläge warf ihn gegen die Wand. Er riß die Arme hoch, versuchte sich noch irgendwo festzuhalten, doch seine Knie gaben nach.

Er sackte zusammen.

Falmer konnte sich nicht mehr halten. Mit der Hüfte war er gegen eine Stufenkante gestoßen, bekam das Übergewicht und rollte die Treppe hinunter.

Er fiel zwischen die Schlangen, deren Angriff dadurch ins Wanken kam. Dicht vor unseren Füßen blieb Jerry Falmer liegen.

Ihm konnte niemand mehr helfen, denn er stand bereits vor einem höheren Richter.

Seine Saat hatte er gelegt. Sie war aufgegangen, das Haus war durch die Schlangen verseucht.

Ich hatte Falmer nicht töten wollen, durch seinen plötzlichen Angriff waren wir gezwungen worden, zurückzuschießen. Ändern ließ sich nichts mehr, wir mußten nur aufpassen, daß uns die Schlangen nicht zu nahe kamen.

Eine fiel mir besonders auf. Es war eine über einen Meter lange, hellgrüne Schlange, kaum dicker als zwei nebeneinanderliegende Finger. Ich glaubte auch, den Namen zu wissen.

Peitschenschlange.

Sie war ungeheuer schnell und auch giftig. Plötzlich befand sie sich zwischen meinen Beinen, und ich mußte mich mit einem Satz zurück retten.

Die Schlange stieß daneben.

Dann war Suko da. Er schlug mit der Peitsche zu, doch die drei Riemen taten der Schlange erstens nichts, und zweitens wickelten sie sich um den Schlangenkörper fest.

Damit hatten wir nicht gerechnet. Zudem war die Schlange kein Machwerk des Teufels, sondern echt. Sie löste sich demnach nicht auf, als sie mit den Riemen der Dämonenpeitsche in Berührung kam.

Blitzschnell ringelte sie sich sogar am Peitschenstiel hoch und kam dabei Sukos Gesicht sehr nahe.

Gefährlich nah…

Da griff ich ein.

Mit zwei Schritten überwand ich die Distanz zu meinem Freund, zog meinen Dolch und hieb damit zu, als hätte ich ein Schwert in der Hand.

Ein Schnitt reichte. Er trennte den Kopf der Schlange ab. Der flache Schädel rollte zu Boden, während Blut aus der Wunde quoll.

Angewidert warf Suko den Schlangenkörper von sich, nachdem er ihn von der Peitsche gelöst hatte.

Das sah ich nicht, denn ich stellte mich bereits den nächsten Schlangen entgegen.

Es waren Ottern und dünne Vipern. Welche giftig waren, wußte ich auch nicht, aber eins hatten sie gemeinsam. Sie stießen immer wieder nach meinen Beinen, hatten ihre Köpfe aufgerichtet und ließen die gespaltenen Zungen aus den Mäulern schnellen.

Ich sprang wie ein Tänzer.

Suko tat es mir nach. Er trat mit beiden Füßen zu. Da er Karate perfekt beherrschte, bereitete es ihm keine Schwierigkeiten, die Köpfe der Tiere zu treffen.

Manche zertrat er auch kurzerhand.

Ich erledigte drei weitere Schlangen mit dem Dolch. Trotz dieser Erfolge war es für uns so gut wie unmöglich, alle Schlangen aus dem Weg zu schaffen. Irgendwann würde es einer von ihnen gelingen, Suko oder mich zu beißen. Das Risiko war einfach zu groß für uns, außerdem wartete noch eine andere Aufgabe auf uns.

Der Name Asmodina war gefallen.

Meine Todfeindin.

Und wenn es stimmte, daß sie sich in Apep, der Höllenschlange, manifestierte, standen uns noch verdammt bange Sekunden bevor.

Wieder flog ein Schlangenleib, von Sukos Tritt getroffen, durch die Luft, klatschte gegen die unterste Treppenstufe und blieb dort liegen. Der Chinese hatte für ein paar Sekunden Pause.

Ich winkte ihm zu.

»Was ist, John?«

»Wir müssen nach oben. Los, beeil dich!«

»Und die Schlangen?«

»Laß sie!«

Suko nickte. Konnte es sich jedoch nicht verkneifen, mit einem letzten Fußtritt eine weitere Schlange zu zertreten.

Ich sprang über den Toten hinweg und ließ die Schlangen rasch hinter mir.

Suko folgte.

Ich wartete auf ihn. »Alles klar?«

Der Chinese nickte. »Mich hat keines dieser verfluchten Biester gebissen.«

»Ein Glück.«

»Du rechnest mit Asmodina?« fragte er.

»Genau.«

»Dann los.«

Keiner von uns gab zu, daß es höllisch gefährlich werden würde, wenn wir Asmodina gegenüberstanden.

Das mußte man sich einmal vorstellen. Die Teufelstochter in dem Haus, in dem ich lebte! Sagenhaft. Sie ließ sich wirklich keine Chance entgehen.

Gemeinsam erreichten wir den nächsten Absatz und blieben abrupt stehen.

Unsere Augen wurden groß. Der Verstand konnte einfach nicht fassen, was wir sahen.

Es war unglaublich – unmöglich…

Und doch eine Tatsache.

Vor uns befand sich das Ende einer riesigen Schlange, die in der Größe die halbe Höhe des Treppenhauses einnahm…

***

Es war ein widerlicher, schuppiger Leib, unter dessen dünner Haut es zuckte und pulsierte. Wir sahen Adern und Venen, durch die dunkles Blut floß.

Dämonenblut…

Ich schaute Suko an, der Chinese blickte mir ins Gesicht. Und beide waren wir wohl blaß geworden…

»Das kann es doch nicht geben«, flüsterte Suko.

»Apep ist kein Traum«, sagte ich.

Nein, sie war es nicht. Und meine Gedanken beschäftigten sich bereits mit den Folgen dieser grauenhaften Entdeckung. Wenn ich mir die Größe der Schlange so anschaute, konnte ich davon auf die Länge schließen. Es war sicherlich nicht übertrieben, zu behaupten, daß die Länge bis unter das Dach reichte.

Jawohl!

Falls es stimmte, dann nahm die Schlange die gesamte Höhe des Hauses ein und – was noch schlimmer war –, dieses Monsterreptil konnte durchaus das Haus zerstören und damit auch die Menschen, die darin lebten.

Die bittersten Vorwürfe machte ich mir. Hätte ich doch das Gebäude evakuieren lassen – jetzt war es zu spät. Die Schlange existierte, wir mußten uns damit abfinden und versuchen zu retten, was überhaupt noch zu retten war.

»Sie wird alles verschlingen«, murmelte Suko und umkrampfte mit der rechten Hand so hart den Stiel der Dämonenpeitsche, daß seine Knöchel weiß und spitz hervortraten. Er hob die Peitsche an, wollte zuschlagen, doch ich legte ihm die Hand auf den Arm.

»Nicht, Suko.«

Er schaute mich an. »Warum nicht?«

»Vielleicht hat uns die Schlange noch nicht gesehen. Sie liegt ruhig.

Wenn du sie jetzt reizt, kann es sein, daß sie durchdreht, dann sind wir alle verloren.«

Da gab Suko mir recht.

Ich hatte einen anderen Vorschlag. »Es nutzt alles nichts, wir müssen hoch, bis zum Kopf der Schlange.«

»Womit wir auf dem Dach wären«, gab Suko zu bedenken.

»Genau.«

»Dann los«, sagte mein Partner…

***

Eine Chinesin, die das lange Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden trug, schrie gellend auf. »Jetzt sind wir verloren. Jetzt sind wir verloren…!«

Jane Collins reagierte schnell. Sie mußte dies tun, bevor die Hysterie dieser Frau die anderen ansteckte.

Jane schlug ihr ins Gesicht.

Die Frau verstummte.

Jane Collins nickte. »So«, sagte sie. »Ich glaube, das war nötig. Wir müssen eins tun. Nur die Nerven bewahren. Das ist am wichtigsten. Alles andere zählt nicht. Habt ihr mich verstanden?«

Nicken.

»Okay«, sprach die Detektivin weiter. »Wie viele Schlangen befinden sich ungefähr auf dem Flur?«

»Nicht zu schätzen«, erwiderte die Frau, die das Tier entdeckt hatte, mit zitternder Stimme.

»Dann werde ich selbst nachschauen.«

»Sei vorsichtig, Jane«, warnte Shao.

»Keine Angst.«

Die Detektivin drehte sich um, und an der Tür machte man ihr respektvoll Platz.

Jane legte eine Hand auf die Klinke, drückte sie nach unten und zog die Tür auf.

Nichts zu sehen.

Sie vergrößtere den Spalt.

Und da sah sie die Schlangen.

Jane Collins erschrak. Die Biester nahmen die gesamte Breite des Ganges ein, man konnte wirklich nicht schätzen, wie viele Tiere dort herumkrochen.

Hastig schlug Jane die Tür wieder zu und spürte Widerstand.

Von ihr ungesehen, hatte sich eine Schlange auf sie zubewegt, sie wollte nun durch den Spalt in die Wohnung gleiten.

Jetzt war Jane eingeklemmt.

In einem Anfall von Wut trat Jane mit dem Absatz zu und zerstörte den Schlangenkopf. Dann schob sie mit der Schuhspitze die Reste des

Tieres wieder auf den Flur.
Hastig schloß sie die Tür.
Die übrigen Gäste schauten Jane Collins gespannt an. »Wie sieht es aus?« fragte Tao Shen.
Jane schüttelte den Kopf. Hoffnungslos wollte sie nicht sagen, obwohl es besser gepaßt hätte. »Da ist vorläufig nichts zu machen. Es sind zu viele.«
»Wenn man nur wüßte, wie diese Schlangen in das Haus gekommen sind«, sagte ein anderer Gast.
Das hätte Jane auch gern gewußt.
»Wo ist eigentlich dein Freund, Shao?« fragte Tao Shen. »Wir vermissen ihn schon eine ganze Weile.«
Shao druckste herum. »Ihr wißt doch, daß er krank geworden ist. Er fühlte sich nicht so recht wohl. Deshalb hat er sich zurückgezogen und…«
Tao Shen ließ Shao nicht ausreden. »Nein, das kannst du uns nicht erzählen. Ich kenne Suko doch. Ausgerechnet jetzt wird er krank, wo er eine Bärennatur hat. Da stimmt was nicht.«
Shao senkte den Blick.
Der Chinese ging zu ihr und faßte sie an den Schultern. »Shao, sag die Wahrheit. Suko fehlt. Wo steckt er? Außerdem ist sein Freund, dieser Sinclair, auch nicht da.«
Jetzt mischte sich Jane Collins ein. »Darf ich einmal etwas sagen?«
Tao Shen ließ die Chinesin los und wandte sich um. »Bitte, Miß Collins.«
»Suko und John Sinclair haben bereits vor uns allen von der Gefahr gewußt. Sie haben aus diesem Grunde die Party verlassen.«
»Aus Angst, wie!« sagte jemand.
Jane warf dem Sprecher einen scharfen Blick zu. »Das glaube ich kaum, Mister.«
»Sorry.«
Die Detektivin redete weiter. »Wir können nur hoffen, daß John Sinclair und Suko es schaffen.«
»Aber wie wollen zwei Männer gegen die verdammte Schlangenbrut ankommen?« rief Tao Shen, und die anderen nickten bestätigend.
»Das müssen wir schon ihnen überlassen«, erwiderte die Detektivin. »Wir dürfen auf keinen Fall aufgeben. Drückt die Daumen, haltet fest zusammen. Dann klappt es.«
Die Gäste nickten.
»Und bitte keine Panik«, sagte Shao. »Wir können uns auf John Sinclair und Suko verlassen.«
»Ob die Schlangen nur auf unserer Etage sind?« fragte eine Frau.
»Ich werde nachforschen.« Jane Collins drehte sich um und ging zum Telefon.

Sie rief den Nachtportier an.
»Ah, Miß Collins. Feiern Sie noch immer?« Die Stimme hörte sich völlig normal an, und Jane atmete innerlich auf.
»Ja, die Party ist noch im vollen Gang. Nur vermissen wir John Sinclair, haben Sie ihn nicht gesehen?«
»Nein, Miß.« Der Portier lachte plötzlich.
»Was ist?«
»Ich muß nur daran denken, daß Mr. Sinclair sich vielleicht hingelegt hat. Sie wissen, wieso, Miß. Jeder trinkt mal gern einen über den Durst, auch Mr. Sinclair.«
»Sicher«, erwiderte Jane, »sicher. Entschuldigen Sie die Störung.«
»Das macht nichts.«
»Ach, eine Frage noch. Wissen Sie, ob der Hausmeister zu erreichen ist?«
»Müßte eigentlich.«
»Okay, dann rufe ich ihn mal an.« Jane legte auf. Die Nummer des Hausmeisters kannte sie. Nicht er meldete sich, sondern seine Frau. Ihre Stimme klang verschlafen.
»Könnte ich Ihren Mann wohl einmal sprechen?« fragte Jane höflich, nachdem sie sich für die späte Störung entschuldigt hatte.
»Ja.«
Auch bei Theo Hancock erhielt die Detektivin eine negative Antwort. Er hatte John und Suko auch nicht gesehen.
»Nun?« fragte Shao.
Jane Collins berichtete. Die anderen machten betretene Gesichter, und auch der Detektivin war nicht gerade wohl zumute. Sie alle wußten um die Gefährlichkeit der Schlangen. John und Suko waren ebenfalls nicht unsterblich.
»Auf jeden Fall müssen wir etwas tun!« forderte Shao, die sich einen innerlichen Ruck gegeben hatte.
»Und was?« wurde sie gefragt.
»Wir, das heißt ihr müßt hier raus.«
»Sollen wir klettern?«
»Vielleicht könnte man die Feuerwehr anrufen«, sinnierte Shao und schaute Jane dabei an.
Der Gedanke daran war gar nicht schlecht. Die Feuerwehr war ja für alles zuständig. Sie holte Wespennester aus Rolladenkästen, warum sollte sie nicht auch Schlangen einfangen?
»Was meint ihr?« wandte sich Shao an ihre Gäste.
»Wenn es hilft, warum nicht?« wurde ihr gesagt.
Auch Jane war einverstanden. Allerdings mit einer Einschränkung. Sie wollte noch eine halbe Stunde warten.
»Warum das denn?« fragte Tao Shen.
»Dann könnten John und Suko es geschafft haben.«

»Was macht dich so sicher?«

»Nichts. Vielleicht die Erfahrung. Auf jeden Fall vertraue ich ihnen voll und ganz.«

»Hoffen wir es.« Shao breitete die Arme aus und wandte sich an ihre Gäste. »Geht zurück in den Livingroom, bitte. Dort gibt es noch etwas zu trinken. Hier in der Wohnung sind wir sicher. Die Schlangen können nicht herein.«

»Und wieso ist die Python hineingekommen?« fragte jemand.

Plötzlich wurde es still.

Schweigen.

Niemand wußte darauf eine Antwort.

»Vielleicht stand die Tür offen«, vermutete Jane und versuchte zu lächeln.

Dieser Vorschlag wurde gern aufgenommen. »Ja, so kann es gewesen sein, nicht?« wandte sich Tao Shen an seine Freunde.

Die nickten, doch keiner war recht überzeugt.

Jane blieb in der Diele zurück. Sie ärgerte sich, daß sie keine Waffe hatte. Und auch Shao besaß keine. Sie hatte bereits nachgesehen, doch Suko war mit der Beretta losgezogen.

Es war zum Heulen.

Jane zerbrach sich den Kopf darüber, wie die Schlange in die Wohnung gekommen war. Sie war groß, man hätte sie sehen müssen. Da fiel ihr das Abenteuer mit den Ratten ein.

Deutlich sah sie ihr Hotelzimmer vor sich und auch die Ratten, die es besetzt hatten. Diese Tiere waren aus der Kanalisation gekommen. Verhielt es sich bei den Schlangen ähnlich?

Das wollte Jane Collins genau wissen. In den letzten Minuten war niemand im Bad gewesen, deshalb wollte die Detektivin jetzt dort nachschauen.

Shao kam aus dem Livingroom und ging zur Küche. Auf halbem Weg blieb sie stehen und schaute Jane an. »Was hast du vor?« fragte sie.

»Ich werde im Bad nachschauen.«

»Du meinst…«

»Kann sein.« Jane ging schon auf die Tür zu, und Shao blieb dicht hinter ihr.

Behutsam zog die Detektivin die Tür zum Bad auf.

»Siehst du etwas?« wisperte Shao.

»Nein.« Jane Collins öffnete die Tür weiter. Sie konnte jetzt auf die Wanne schauen – und zuckte zurück. So heftig, daß sie gegen die hinter ihr stehende Chinesin stieß.

»Was ist?« fragte Shao.

»Schlangen!« flüsterte Jane Collins. »In der Wanne sind Schlangen. Und auch auf dem Boden.«

Shao machte ein verzweifeltes Gesieht. »Aber wo kommen die denn

her?«
»Ich weiß es nicht. Vielleicht aus der Toilette oder aus dem Luftschacht. Das scheint mir sogar noch eher zu stimmen. Verflixt auch. Was machen wir denn jetzt?« Jane Collins war wirklich ratlos.
»Doch die Feuerwehr?«
»Wird wohl das beste sein.«
Die beiden Frauen schritten zurück in den Livingroom. Jane bat Shao, nichts zu erwähnen.
»Was ist denn?« wurden sie empfangen.
Jane gelang ein Lächeln. »Wir haben es uns überlegt«, sagte sie.
»Die Feuerwehr muß doch her.«
»Endlich«, stöhnte jemand.
Jane schritt bereits auf das Telefon zu. Sie nahm den Hörer und wollte die Nummer der Feuerwehr wählen.
Die erste Zahl hatte sie bereits eingetippt, als es geschah. Blitzschnell und ohne Übergang.
Urplötzlich verlöschte das Licht!
Und auch das Telefon gab keinen Laut von sich. Die Gäste standen in absoluter Dunkelheit…

***

Ich hatte in meiner Laufbahn schon viel erlebt, doch das war mir noch nicht begegnet.
Eine Riesenschlange, deren Ausmaße die eines Hochhauses übertrafen oder zumindest gleichkamen.
Sagenhaft…
Und diese Schlange war mein Gegner. Wie sollte ich sie besiegen? Wie konnten wir es schaffen?
Ungeheuer klein und winzig kamen wir uns vor, als wir die Stufen hochstiegen. Manchmal nahm der Schlangenleib fast die gesamte Breite des Treppenhauses ein, so daß wir uns zwischen ihm und der Wand hindurchquetschen mußten. Dabei kamen wir zwangsläufig mit der Haut in Berührung, sie fühlte sich kalt und widerlich an.
Hin und wieder ging ein Zucken oder Beben durch den gewaltigen Leib, so als würde die Schlange erst noch aus einem tiefen, dämonischen Schlaf erwachen.
Sollte sie tatsächlich noch nicht voll aktiv sein, konnten wir nur von Glück reden.
Flüsternd teilte ich Suko meine Vermutung mit.
Der Chinese drückte die Daumen. »Hoffentlich hast du recht, John«, sagte er nur.
Immer höher ging es.
Die einzelnen Etagen waren angezeigt. Ich las die Zahlen ab.
Sechste, siebte Etage.

Weiter…

Mittlerweile merkte ich die Anstrengung. Treppensteigen ist nicht jedermanns Sache. Ich regulierte meine Atemtechnik und kam so besser voran.

Wie viele Stockwerke hatte das Haus eigentlich? Ich mußte nachdenken und kam auf 20! Erst die Hälfte davon hatten wir hinter uns.

Der Schlangenleib hatte sich manchmal wie ein gewaltiges Fragezeichen um die einzelnen Absätze gewunden.

Im Innern pumpte es weiter. Dunkles Blut, das durch die dicken Adern transportiert wurde.

»Die Hälfte haben wir hinter uns«, sagte Suko, der Optimist.

»Mehr auch nicht«, keuchte ich. Es ging höher.

Und der verdammte Schlangenleib hörte und hörte nicht auf. Er wurde auch nicht dünner, behielt seine Dicke bei, nur zuckte er jetzt stärker.

Erste Anzeichen eines Angriffs?

Ich wollte es nicht hoffen. Mein Herz schlug schneller. Nicht nur wegen der Anstrengung, sondern auch wegen der nervlichen Anspannung, die mich gepackt hielt.

Ich dachte darüber nach, wie es oben aussah. Am Ende des Treppenschachtes führte eine Öffnung direkt auf das gewaltige Dach des Hochhauses. Ich war einmal oben gewesen, das lag zwar schon einige Zeit zurück, aber so ungefähr wußte ich noch, wie es dort aussah.

Natürlich hatten wir dort nicht nur gegen die Schlange zu kämpfen, sondern auch gegen den verdammten Wind. Das hatte ich im Hochhaus der Dämonen schon einmal erlebt. Dort hätte mich der Wind fast wie ein loses Blatt vom Dach geschleudert.

Plötzlich war der Weg versperrt. Die Schlange lag so ungünstig, daß wir über ihren Leib klettern mußten, wenn wir weiterkommen wollten.

»Packen wir's?« fragte Suko.

Ich nickte.

Der Chinese kletterte als erster. Er schwang sich auf den Leib der Schlange.

Das Geschöpf schien die Berührung zu spüren, denn es schüttelte sich.

Suko bekam dies zu spüren. Er wurde auf der anderen Seite heruntergeschleudert und fiel auf die Stufen. Das war eine Warnung für mich. Als ich es meinem Partner nachtat, ging alles glatt, denn ich war auf eine Landung vorbereitet.

Wir liefen jetzt – von unten aus gesehen – an der linken Seite des Treppenhauses weiter.

Noch drei Etagen, dann hatten wir es geschafft. Aber wo fanden wir Asmodina?

Eine Frage, die ich vielleicht auf dem Dach beantwortet bekam.

Die letzte Etage.

Rote Hinweisschilder deuteten auf den höher liegenden Notausgang hin. Wir mußten noch einen Treppenabsatz hinter uns bringen.

Eine Sache von Sekunden.

Dann standen wir unter dem Notausstieg und staunten.

Die gewaltige Klappe war offen und die Aluminiumleiter nicht ausgefahren. Durch die Öffnung hatte die Schlange ihren Schädel gesteckt, von dem wir noch nichts sahen.

Doch wie kamen wir aufs Dach?

»Es muß doch noch einen zweiten Eingang geben«, sagte Suko.

»Den gibt es auch. Komm mit.«

Das Treppenhaus mündete in einen Flur. Rechts lag eine Tür, die auf den riesigen Speicher führte, wo auch die Schächte und die Mechanik der Aufzugsanlagen begannen. Von dort aus konnten wir ebenfalls auf das Dach gelangen.

Wir machten Licht.

Leer lag der große Speicher vor uns. Das heißt, es gab keine Schlangen oder andere mordgierige Monster, die auf uns lauerten.

Wir hatten freie Bahn.

Die große Eisenklappe befand sich unter der Decke. An ihr war ein Haken befestigt. Suko holte bereits die lange Metallstange mit der Krümmung am Ende. Er balancierte sie hoch und steckte die Krümmung in den Haken.

Ein kräftiger Zug, die Klappe fiel, und gleichzeitig löste sich auch die Leiter.

Wir zogen sie auseinander und kletterten hoch.

Auf halber Strecke – ich ging vor – passierte es dann. Plötzlich verlöschte das Licht!

Es wurde stockfinster.

»Shit!« fluchte ich. »Was ist denn jetzt schon wieder los?«

Suko kletterte wieder zurück und probierte den Lichtschalter.

Nichts.

»Die Stromversorgung ist ausgefallen«, meldete er.

Ich war nicht so beunruhigt. »Dieses Hochhaus hat ein Notstromaggregat, das die wichtigsten Funktionen erfüllt. Keine Bange. Wenn der Hausmeister auf Zack ist, brennt bald ein Teil des Lichts wieder, auch die Fahrstühle werden dann funktionieren.«

Wir kletterten weiter.

Dann packte mich der Wind, fuhr mit seinen unsichtbaren Fingern durch meine Haare und wirbelte sie auseinander.

Allerdings war er noch zu ertragen, ich hatte es mir schlimmer

vorgestellt.
Ich kletterte aufs Dach.
Wenn man auf der Straße steht, glaubt man kaum, wie groß das Dach eines solchen Hauses sein kann. Da kann man Fußball drauf spielen. Nur ist es schlecht, wenn einer den Ball ins Aus schießt.
Ich ging ein paar Schritte zur Seite und schaute mich um. Der Abstieg zum Treppenhaus lag weiter links. Ich drehte den Kopf, schaute hin und hatte das Gefühl, in einen Abgrund zu versinken.
Hinter mir stieß Suko einen leisen Pfiff aus.
Wir beide starrten genau in das weitaufgerissene Maul der Höllenschlange…

***

Der Nachtportier hatte es sich gemütlich gemacht. Erstens mit einem Kreuzworträtsel und zweitens mit einem Lassiter-Western, den er nach Mitternacht las, wenn kaum noch Betrieb herrschte.
Seine erste Runde hatte er hinter sich und nichts festgestellt. Eine normale Nacht, wenn man mal von den beiden Toten absah. Ansonsten tat sich nichts.
Dachte er…
Noch zwei Minuten bis Mitternacht.
Der Portier nahm einen Schluck Kaffee. Seine Frau hatte ihn viel zu stark gekocht, wie immer. Er verdünnte ihn mit schottischem Whisky. Jetzt konnte man ihn nicht nur trinken, sondern auch genießen.
Nachdem der gute Mann einen kräftigen Schluck genommen hatte, stieß er einmal satt auf und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Das Leben gefiel ihm. Nachtportier zu sein, war gar nicht so langweilig, wie die meisten immer dachten. Da bekam man ganz schön was mit. Und manchmal tauchten in dem Haus Frauen auf – sagenhaft. Auch diese Jane Collins und die Chinesin Shao waren zwei Perlen, die er gern mit in seine Sammlung genommen hätte, doch die beiden waren vergeben und dachten auch nicht daran, mit ihm anzubändeln.
Dann wurde er jäh aus seinem schönsten Träumen gerissen.
Ohne Übergang verlöschte das Licht.
Dunkelheit.
Wie eine Rakete schoß der Nachtportier von seinem Stuhl hoch.
Dieser Mist hatte ihm gerade noch gefehlt. Er verließ seinen Glaskasten, ging drei Schritte weiter, stemmte die Arme in die Hüften und schaute sich wütend um, obwohl er in der Dunkelheit überhaupt nichts sehen konnte.
Soeben war der Aufzug nach unten gefahren. Als das Licht verlosch, hatte sich seine Tür geöffnet. Sie blieb auch offen, doch der Portier glaubte, trotz der Dunkelheit einen Schatten innerhalb der Aufzugskabine gesehen zu haben.

Allerdings kein Mensch, sondern ein Ding, das wesentlich kleiner war. Ein Tier?

Der Portier wollte es genau wissen. Auf Zehenspitzen schlich er durch die Halle.

Als er die Blumenkübel passierte, sah er den Schatten. Es war nicht völlig dunkel in der Halle. Umrisse konnte er noch immer gut ausmachen.

Die Augen traten dem guten Mann aus den Höhlen, denn was sich da auf dem Boden ringelte, war eine Schlange.

Und zwar eine verdammt große.

Plötzlich war die Schlange da. Im gleichen Augenblick sah der Portier auch die zweite, hörte das gefährliche Rasseln und wußte Bescheid.

Das waren giftige Klapperschlangen!

Die erste stieß vor. Es war ein Reflex, der den Nachtportier vor dem Biß rettete.

Er zuckte zur Seite, sprang wie ein Känguruh hoch und entging somit auch dem zweiten Schlangenbiß.

Darin aber rannte er.

Er wetzte wie noch nie in seinem Leben, spurtete auf den Ausgang, zu, der noch nicht abgeschlossen war. Die Türen öffneten sich normalerweise auf Fußkontakt, doch der Strom war ja ausgefallen!

Fast wäre der Nachtportier mit der Stirn gegen die Glasscheibe geknallt. Entsetzt warf er sich herum. Eine der Schlangen glitt auf ihn zu.

Die Tür, die in die Tiefgarage führt! durchzuckte es ihn. Mit einem Sprung zur Seite wich er der angreifenden Schlange aus und rannte voller Panik auf die Tür zum Treppenhaus zu, durch die er in die Tiefgarage und nach draußen flüchten konnte…

***

Das Maul der Schlange war groß wie ein Scheunentor. Wir konnten nur staunen – und schaudern.

Denn die Schlange besaß im Gegensatz zu ihren normalen Artgenossen nicht nur zwei Giftzähne, sondern ein gesamtes Gebiß von vorn zugespitzten Zähnen.

Dazwischen lag die Zunge, gespalten und an zwei dicke Gummischläuche erinnernd.

Das also war Apep!

Die Höllenschlange, die Reinkarnation des Bösen, die Teufelstochter in einer schrecklichen Gestalt, denn für mich gab es keinen Zweifel, daß ich Asmodina vor mir hatte.

Nur eben verwandelt.

Plötzlich bekam ich Furcht. Trotz meines Silberkreuzes fühlte ich

mich nicht stark genug, die Schlange zu vernichten. Dieses riesige, wilde Untier, in dessen finsteren Schlund ich schaute, lehrte mich das Fürchten.

Dieser Schlange traute ich durchaus zu, daß sie in der Lage war, das Haus zu zerstören.

Und sie nahm dabei keine Rücksicht.

Ich atmete tief durch.

Neben mir stand Suko. Ich brauchte nur in sein Gesicht zu schauen, um zu wissen, daß er ähnlich dachte wie ich. Auch er suchte fieberhaft nach einer Lösung.

»Silberkugeln?« fragte er raunend.

Ich hob die Schultern.

»Die Dämonenpeitsche scheint auch nicht zu wirken«, bemerkte der Chinese.

»Noch ist sie ruhig. Und wir werden einen Teufel tun und sie wecken«, sagte ich.

Suko kratzte sich am Kopf. »Wir müssen uns darüber klar werden, was wir unternehmen, wenn sie erwacht.«

»Tja…« Mehr brachte ich auch nicht hervor. Selten in meinem Leben hatte ich mich so hilflos gefühlt. Da lag das Monster fast unbeweglich vor mir, und ich traute mich nicht, es anzugreifen.

Ich starrte in den Rachen.

Wie der Höllenschlund kam er mir vor. Fehlten nur noch die Flammen, die uns entgegenschlugen.

Es war nicht völlig dunkel auf dem Dach. Zwar zeigte sich der Himmel bedeckt, doch der Widerschein zahlreicher Leuchtreklamen geisterte als farbiger Spuk über den Himmel.

Wir gingen näher an die Schlange heran. Ich hob dabei meinen Blick und sah auch die Augen.

Sie waren geschlossen.

Für einen Moment spielte ich mit dem Gedanken, Silberkugeln in die Augen zu schießen, doch dann verwarf ich den Vorsatz wieder.

Es war besser, wenn ich davon Abstand nahm. Unter Umständen erwachte die Schlange und wurde rasend.

Vielleicht würde sie dann in ihrer Wut das gesamte Haus zerstören. An die Opfer durfte ich gar nicht denken.

Auf meinem Körper lag der kalte Schweiß. Ich hatte regelrecht Angst vor dem Monster und vor den Folgen seiner Erweckung.

Da öffnete es die Augen.

Suko und ich sahen es zur selben Zeit und blieben jäh stehen. Gebannt starrten wir die Höllenschlange an.

Die Augen bewegten sich. Sie waren hell, fast weiß und drehten sich wie Kugeln.

Unheimlich…

In diesem Augenblick drang ein gefährliches Knurren aus dem Riesenmaul der Schlange. Sie begann zu sprechen.
Ich kannte die Stimme – verdammt gut sogar.
Sie gehörte Asmodina, der Teufelstochter!

***

Sekundenlang sprach niemand der Geburtstagsgäste ein Wort. Nur heftiges Atmen war zu hören. Dann aber redeten alle durcheinander. Einige rannten in ihrer Furcht kurzerhand zur Tür, wo Shao und Jane Mühe hatten, die Leute aufzuhalten.
»Ruhe!« schrie die Detektivin. »Seid doch mal ruhig und vernünftig! Mein Gott!«
Jane hatte tatsächlich Erfolg. Es wurde still. Die Detektivin wartete ab, bis sie sprach.
Völlig dunkel war es nicht. Von draußen fiel noch genügend Licht in die Wohnung, so daß die Konturen der Möbel zu sehen waren und keiner den anderen umstieß.
»Dieser Stromausfall kann eine ganz natürliche Ursache haben«, sagte Jane. »Deshalb besteht kein Grund zur Besorgnis. Ich möchte meinen, daß wir…«
»Er kann, aber er braucht es nicht«, rief jemand. »Das ist Hexenspuk, Zauberei.«
»Nein, das ist es nicht!«
»Ja, verdammt! Die Schlangen sind schuld. Freunde, denkt an die Schlange. Sie ist die Falschheit in Person und bringt das Grauen. Wir werden alle umkommen, alle…«
Jane Collins ahnte, was durch diese Sprüche zerstört werden konnte. Deshalb griff sie zum radikalen Mittel. Sie bahnte sich einen Weg zu dem Sprecher, packte ihn am Arm und schleuderte ihn herum.
Der Mann war sprachlos.
Jane Collins schaute ihn an. In der Dunkelheit leuchtete sein Gesicht blaß.
»Jetzt hören Sie mir mal zu. Wenn Sie hier noch weiter schreien und die Leute verrückt machen, werfe ich Sie aus der Wohnung!«
Diese hart gesprochenen Worte bewirkten tatsächlich etwas. Der Mann zog den Kopf ein und schwieg.
»Nun zu uns«, fuhr Jane Collins fort. »Ich schätze, daß Shao irgendwo Kerzen in der Wohnung hat. Sei doch bitte so gut und hole uns welche.«
»Natürlich.« Shao verschwand in der Küche. Den Weg in die Diele und damit auch zum Bad gab sie frei.
Auch Jane Collins konnte nicht alle Menschen im Auge behalten.
Schon gar nicht bei den herrschenden Lichtverhältnissen. Sie merkte nicht, daß eine Frau den Livingroom verließ, durch die Diele ging und

die Tür zum Bad öffnete.
Das war ihr Fehler.
Sie betrat das Bad.
Erst ihr markerschütternder Schrei machte Jane Collins und die anderen aufmerksam.
Die Detektivin fuhr herum. Shao tauchte mit einigen Kerzen in der Hand auf der Türschwelle auf. Sie wußte im Augenblick nicht, was geschehen war.
Dafür Jane Collins. Sie sprintete in die Diele, es war bereits zu spät.
Die Schlangen hatten schon den Weg in den anderen Raum gefunden. Sie mußten an der Tür gelauert haben, sonst wären sie nicht so schnell gewesen.
Und nicht nur in den Raum.
Sie waren auch bei der Frau, die geöffnet hatte.
Jane Collins warf einen Blick in das Bad. Sie sah nur Schatten, das war schon schlimm genug.
Drei Schlangen hatten die Frau attackiert. Jane Collins entdeckte ein zuckendes Bündel, das mit den Armen um sich schlug und zusammenbrach.
Die Frau fiel zur Seite und schlug mit dem Kopf gegen den Wannenrand.
Jane Collins zitterte.
Wenige Sekunden nur hatte sie sich ablenken lassen. Eine Zeitspanne, die gleich zwei Schlangen nutzten, um auch sie anzugreifen. An den Beinen wollten sie hochklettern. Wütend trat Jane Collins mit den Absätzen danach.
Bei einer hatte sie Glück. Da zermalmte sie den Schädel. Die zweite jedoch entwischte ihr.
Wie auch fünf andere Schlangen.
Alle sechs schlängelten auf den Livingroom zu, wo die anderen Menschen waren.
Das Grauen war unterwegs.
»Weg!« schrie Jane in ihrer Furcht, behielt aber noch soviel Übersicht, daß sie die Tür zum Bad zuschlug.
Dann die ersten Schreie.
Die Schlangen waren entdeckt worden.
Innerhalb von Sekunden breitete sich die Panik aus. Plötzlich war niemand mehr zu halten. Die Schreie putschten auch die Schlangen auf. Sie suchten nach Opfern.
Männer und Frauen sprangen auf die Tische, wurden wieder hinuntergeworfen und fielen zu Boden.
Eine Stimme, die sich überschlug. »Sie hat mich gebissen! Herr im Himmel, sie hat mich gebissen.«
Jane Collins hetzte auf die Küche zu und stieß Shao kurzerhand zur

Seite.
Die Detektivin wußte, wo die Messer lagen. »Los, nimm dir auch eins, Shao.«
Sukos Freundin ließ die Kerzen kurzerhand zu Boden fallen und bewaffnete sich.
Aus dem Wohnraum drangen weiterhin die Angstschreie. Gläser waren zu Boden gefallen und zersprungen. In dem Raum sah es aus, als hätten die Vandalen gehaust.
»Wir dürfen nicht aufgeben!« zischte Jane der Chinesin zu.
Shao nickte nur.
Gemeinsam stürzten die beiden Frauen in den Wohnraum. Die Messer hielten sie in der rechten Hand.
Auf einmal hörte Jane das Rasseln. Irgendwo war auch eine Klapperschlange. Nur – sie hielt sich versteckt.
Janes brennende Blicke tasteten durch die Finsternis. Das Rasseln ertönte jetzt ganz in ihrer Nähe. Zum Glück weiter von den anderen weg, die jetzt auf der Couch und auf den Tischen, sowie den Sesseln standen, mit irren Augen zu Boden schauten und nach den gefährlichen Tieren suchten.
Da – wieder das Rasseln. Jetzt noch näher. Jane Collins ging leicht in die Knie. Sie drehte sich etwas nach rechts, und da sah sie die Schlange.
Sie kroch hinter einem Sitzkissen hervor, hatte die obere Hälfte des Körpers aufgerichtet und den Schädel gebläht.
Das Zeichen zum Angriff.
Janes Arm schnellte vor. Das Messer blitzte. Im selben Moment zuckte auch die Schlange nach vorn.
Und sie biß zu.
Eine Idee später kappte ihr Jane mit der scharfen Klinge den Kopf, doch den Biß hatte sie mitbekommen.
Die Detektivin taumelte zurück. Sie ließ das Messer fallen und preßte ihre Hand auf die beiden Bißstellen. Weit waren ihre Augen aufgerissen.
Der Biß einer Klapperschlange!
Tödlich für den Menschen.
Jane wankte. Sie bekam gar nicht mit, daß Shao auf sie zuschnellte, sie packte und mit in die Küche riß. Dort warf sie Jane auf einen Stuhl.
Die Detektivin zitterte. Angstschweiß lag ihr dick auf der Stirn, ihr Blick flackerte.
Dicht vor sich sah sie Shao. Die Augen der Chinesin blitzten entschlossen.
»Den Arm her!«
Plötzlich lag nichts Liebenswürdiges mehr in Shaos Stimme. Sie

wußte, daß es nun auf jede Sekunde ankam, und handelte entsprechend.

Da Jane Collins den Arm nicht rasch genug ausstreckte, packte Shao sie an der Hand und riß den Arm an sich. Sie führte ihn dicht vor ihre Augen und sah auch die beiden Punkte.

In der rechten Hand hielt Shao das Messer. Was sie jetzt tat, war brutal und schmerzhaft, aber die einzig wirksame Methode.

Ein rascher Schnitt ins Fleisch.

Jane Collins schrie auf. Blut schoß aus der Wunde. Blitzschnell beugte sich Shao über den Arm und saugte das herausströmende Blut.

Immer wieder spie sie es auf den Boden, saugte und spie. Jane war ohnmächtig geworden. Sie hing zurückgelehnt auf dem Stuhl, und Shao gab nicht auf. Sie wuchs in diesen Sekunden wirklich über sich selbst hinaus.

Dann hielt sie inne.

Ihr Gesicht war blutig, das machte nichts. Man konnte es abwaschen, wenn nur Jane gerettet wurde.

Shao holte ein Tuch und band die Wunde ab. Trotz ihrer ersten Hilfe mußte die Detektivin so rasch wie möglich in ein Krankenhaus geschafft werden.

Aber das Telefon funktionierte nicht.

Und von Suko oder John war auch nichts zu sehen. Shao zitterte, jetzt kam die Nachwirkung.

Was konnte sie noch tun?

Nichts – nur warten und hoffen…

***

»John Sinclair!« tönte es mir aus dem gewaltigen Schlangenmaul entgegen. »Ich wußte, daß du kommst, um zu sterben.«

»Das habe ich nicht vor«, erwiderte ich kühl.

Die Höllenschlange lachte. »Was willst du denn machen? Du hast zwar dein Kreuz, es wird dir nichts nutzen, und auch deine Pistole schafft es nicht. Versuche es. Schieß deine Silberkugeln gegen mich ab, und du wirst sehen, daß sie nicht einmal meine Haut ritzen.«

Asmodina sagte dies mit solch einer Sicherheit, daß ich gar nicht erst den Versuch machte, die Kugel abzufeuern. So sparte ich Munition.

»Was hast du vor?« wollte ich wissen. Ich mußte laut rufen, um gegen den lauten Wind anzukommen.

»Ich werde dich töten und den Chinesen auch. Ich verschlinge euch wie zwei Mäuse. Und danach wird dieses Haus in einen Trümmerhaufen verwandelt.« Die Schlange bewegte sich. Es sah unheimlich aus, als hätte man einen Berg in Bewegung gesetzt. Es knirschte und schabte, als sie sich weiter aus der Öffnung schob und sich der Leib uns immer mehr näherte.

Wir mußten zurück.

Das Maul klappte zu. Dicht vor uns fuhren die Zähne aufeinander. Dann öffnete die Höllenschlange ihr Maul wieder, und abermals dröhnte uns das Lachen entgegen.

»Ich bin entstanden, weil die Magie der Schlangen die Menschen überrundet hat. Als sich zwei Schlangen in die Münder eines Ehepaares bohrten, war der Weg geebnet. Denn in den alten Geschichten steht, daß Apep nur dann erscheinen kann, wenn sich auch Menschen bereit finden, zu Schlangen zu werden. Das ist geschehen.«

»Und wo sind die Schlangen jetzt?« fragte ich.

»Sie stecken in meinem Körper. Apep und die beiden Menschen sind ein- und dieselbe Person.«

»Und Asmodina?«

»Auch.«

Da wußte ich Bescheid. Aber ich wollte noch mehr wissen. »Was hast du mit deinem Helfer, Jerry Falmer, gemacht?«

Die Schlange lachte. »Er hat alles ins Rollen gebracht, denn durch ihn, den Schlangenbeschwörer, bin ich auf die Idee gekommen, Apep entstehen zu lassen. Er hat mich unterstützt. Er und seine vielen mitgebrachten Schlangen.«

»Sind alle magisch aufgeladen?« fragte ich.

»Nein, die meisten nicht. Nur einige, aber das sind niedere Geschöpfe. Man kann sie leicht töten.«

Das hatte ich gemerkt.

Mit Apep würde ich es nicht so leicht haben. Wenn überhaupt.

Ich glaubte nicht daran, daß ich es schaffte. Es war ein Gefühl, das urplötzlich über mich kam. Nein, gegen Apep hatten wir keine Chance. Wir konnten es versuchen, mehr auch nicht.

Ich warf Suko einen raschen Blick zu. Sein Gesicht wirkte wie aus Stein gehauen. Nichts deutete daraufhin, welche Gefühle in seinem Innern tobten, denn Suko mußte ähnlich denken wie ich.

»Hast du noch Fragen?« vernahm ich Asmodinas Stimme.

»Ja. Warum sind die zahlreichen Schlangen aufgetaucht? Welchen Zweck erfüllen sie?«

»Sie sollen Panik und Angst verbreiten. Die Menschen hier sollen endlich lernen, sich vor der Hölle zu fürchten. Denn die Schlange war schon immer da. Sie hat bereits im Paradies das Böse manifestiert, und heute ist es nicht anders geworden. Durch die Schlange wirst auch du sterben, John Sinclair!«

Nach diesen Worten bewegte sich der riesige Leib. So eingeklemmt er im Treppenhaus auch war, so geschmeidig glitt er jetzt voran. Da war nichts Eckiges zu sehen. Der riesige Schlangenkörper bewegte sich, als wäre er um das Hundertfache geschrumpft.

Es war unwahrscheinlich.
Wir mußten zurück.
Ich warf einen Blick über die Schulter. Weit konnten wir nicht mehr gehen, dann hatten wir den Dachrand erreicht, und es war aus.
Was tun?
»Wir kämpfen«, sagte Suko in diesem Augenblick.
Ich nickte.
Ja, das mußte sein, denn ich wollte nicht kampflos untergehen, mich nicht von dieser verdammten Schlange fressen lassen.
In diesem Augenblick dachte ich zurück. An meinen Kampf gegen den Schwarzen Tod oder gegen Sinistro und Caligro. All die Gegner hatte ich letzten Endes doch gepackt, bis auf Dr. Tod, der noch immer frei herumlief und seinem grausamen Trieb weiterhin frönen konnte.
Und hier sollte das Ende sein?
Auf dem Dach des Hauses, in dem ich wohnte?
Verdammt, nein!
Ich zog meine Beretta.
Lächerlich und winzig kam ich mir mit dieser Waffe vor. Asmodina hatte recht, die Kugeln würden bestimmt nichts ausrichten.
Nicht gegen die riesenhafte Schlange.
Auch Suko hielt seine Waffe in der Hand. Zusätzlich trug er noch die Dämonenpeitsche. Er entfernte sich etwas von mir, ging nach links, die Distanz zwischen uns wurde größer.
Der monsterhafte Leib ringelte weiter aus der großen Luke. Ein Schlag nur, und das Dach würde einbrechen.
Daran durfte ich gar nicht denken, denn all die Menschen, die sich im Haus befanden, durften einfach nicht sterben.
Da schnellte die Zunge vor.
Das ging so blitzartig, daß wir, obwohl wir damit gerechnet hatten, kaum ausweichen konnten.
Ich kam zwar noch zur Seite weg, aber nicht richtig. Plötzlich spürte ich einen harten Schlag an meinem Bein, dann wickelte sich etwas mit rasender Geschwindigkeit um mein Knie, riß und zerrte mich zu Boden.
Ich kam hart auf.
Auch Suko hatte es erwischt. Sogar noch schlimmer als mich. Die linke Hälfte der Zunge hatte sich um seine Hüfte geschlagen. Suko wurde sogar hochgehoben und zurückgeschmettert.
Er prallte auf das Dach. Das Geräusch ging mir durch Mark und Bein. Es war gleichzeitig auch das Startsignal, mich nicht kampflos zu ergeben.
Ich rollte mich auf die Seite, brachte den Arm in die exakte Richtung und schoß.
Vor der Mündung leuchtete eine kleine Feuerblume auf. Der

mörderische Rachen war überhaupt nicht zu verfehlen, die Kugel verschwand auch darin – nur zeigte sie keine Wirkung.

Die Höllenschlange schluckte das Geschoß, als wäre es nur eine kleine Pille.

So also nicht.

Ich sparte die Munition und steckte die Beretta weg. Noch immer war die Zunge um mein Knie gewickelt, und jetzt spürte ich auch die Kraft der Schlange.

Sie wollte mich in ihr Maul ziehen.

Obwohl ich damit gerechnet hatte, bekam ich einen ungeheuren Schreck. Und Angst.

Ja, richtige Angst, denn wenn ich einmal in dem Schlangenmaul verschwunden war, gab es keine Rettung mehr.

Suko ging es noch schlechter. Die zweite Zungenhälfte hatte seinen Körper so umwickelt, daß er nur noch den linken Arm bewegen konnte. Mein Partner wurde über den Boden geschleift, kam hoch, krachte wieder zurück, und ich sah, daß er am Kopf blutete.

In mir kochte es.

Die heiße Wut vertrieb plötzlich die Furcht. Ich girff zu und packte meinen Dolch.

Jetzt wollte ich alles auf eine Karte setzen. Hart umklammerten meine Finger den Griff, dann ließ ich die Klinge herabsausen, um die Zunge zu treffen, als ich mit einem plötzlichen Ruck wieder vorgezogen wurde.

Die Klinge verfehlte die Zunge und hackte gegen den Beton des Daches.

Ich warf mich vor, das heißt, ich streckte meinen Körper so, daß ich mit der linken Hand den einen Zungenschenkel umklammern konnte. Er fühlte sich klebrig an, wie ein alter Fliegenfänger, der von der Decke hängt.

Eisern hielt ich fest.

Abermals nahm ich den geweihten Dolch.

Diesmal jedoch stieß ich nicht zu, sondern schnitt in die Zunge hinein.

Sie war wie zähes Leder, setzte mir ihren Widerstand entgegen, doch ich gab nicht nach.

Eisern blieb ich dabei, während die verdammte Zunge plötzlich zuckte und mich herumschleuderte.

Ich gab nicht auf. Mit der rechten Wange schrammte ich über den Boden, spürte einen ziehenden Schmerz und hatte es nlötzlich geschafft. Die scharfe Schneide des Dolches hatte die verdammte Zungenhälfte durchgetrennt.

Plötzlich war ich frei. Einmal überschlug ich mich, kam jedoch sofort wieder auf die Beine und blieb in der Hocke.

Dicht vor mir befand sich das Schlangenmaul. Der Höllenschlund gähnte mir entgegen.

Ich wich etwas zurück, weil ich das Gefühl hatte, das Maul würde mich verschlingen.

Siedendheiß fiel mir Suko ein.

Ich drehte den Kopf und sah ihn noch in der klebrigen Zunge hängend auf dem Dach liegen. Er wehrte sich noch schwach. Zwei Sprünge brachten mich zu ihm.

Wie ein Wilder hackte ich mit dem Messer zu, um Suko zu befreien. Die Schlange mußte etwas spüren, denn sie stieß ein gräßliches Fauchen aus. Der heiße Atem der Hölle streifte mich, ich warf mich zu Boden – und bekam Suko frei.

»Danke!« keuchte der Chinese. Am Kopf hatte er eine Wunde, aus der Blut quoll.

Ich reichte Suko die Hand und zog ihn mit hoch.

Taumelnd lief der Chinese mit mir an den hinteren Rand des Hochhausdaches.

Die Schlange aber wühlte sich weiter hervor. Sie war auf dem Dach gewachsen. Wie eine gewaltige Drohung pendelte ihr Kopf mit dem aufgerissenen Maul über uns.

Aus dem Maul hingen die Fragmente der Zunge, und mir kam der Gedanke, daß man die Schlange doch auch von unten sehen mußte.

Bekamen wir dann Hilfe?

Das war die große Frage, doch glauben konnte ich nicht so recht daran.

In wilder Verzweiflung riß ich mein Kreuz hervor. Hielt es hoch in der Hand, während ich geduckt dastand und auf den riesigen Schädel mit dem aufgeklappten Maul schaute.

Langsam senkte er sich tiefer.

Die Zähne würden uns zermalmen, es sei denn, wir zogen den Freitod vor und sprangen vom Dach.

In höchster Not schrie ich die Namen der vier Erzengel, die ihre Zeichen in den Enden des Kreuzes hinterlassen hatten. Ich aktivierte die magische Waffe und hoffte, daß mein Kreuz es doch noch schaffte.

Diesmal nicht.

Es erwärmte sich zwar, doch die für Schwarzblütler tödlichen Strahlen der Weißen Magie blieben aus.

Aus…

Keine Chance. Die verdammte Höllenschlange hatte gewonnen!

***

Theo Hancock fluchte, als plötzlich das Licht verlöschte. Er hatte in der Küche gesessen und einen Krimi gelesen.

Jetzt war es dunkel.

Stromausfall.

Hancock sprang auf, stieß sich im Dunklen noch die Hüfte an und rannte zum Sicherungskasten.

Da waren die kleinen Hebel nach oben geklappt. Er drückte sie wieder herunter, glaubte, daß es hell würde, doch die Finsternis blieb.

Sofort wußte Theo, was geschehen war. Und eine unsichtbare kalte Hand streifte seinen Rücken.

Stromausfall total!

Er arbeitete schon einige Zeit als Hausmeister, doch so etwas war noch nie passiert. Davor hatte er immer eine Heidenangst gehabt.

Das kam schon einer mittelschweren Katastrophe gleich.

Jetzt mußte der Notplan in Kraft treten. Hoffentlich arbeiteten die Aggregate einwandfrei.

»Theo!« drang die Stimme seiner besseren Hälfte aus dem gemeinsamen Schlafzimmer. »Theo, melde dich!«

»Was ist denn, verdammt?«

»Warum gibt es kein Licht?«

Hancock verdrehte die Augen. Ausgerechnet jetzt muß die Alte wach werden, dachte er. »Wir haben einen Stromausfall!« schrie er zurück. »Und jetzt schlaf weiter!«

»Nein, Theo, ich habe Angst. Wenn die Mörder nun wiederkommen.«

»Wenn die dich im Dunkeln mitnehmen, dann lassen sie dich im Hellen wieder laufen!« erwiderte er.

»Du bist ein Ekel.«

Theo Hancock winkte ab und verließ die kleine Wohnung. Sie lag im Parterre, der Hausmeister brauchte nur wenige Schritte zu laufen, dann stand er in der Halle.

Auch hier war es dunkel. Kein Fahrstuhl fuhr, alles war still. Er hatte zum Glück eine Taschenlampe mitgenommen, ließ den Strahl wandern und bekam große Augen, als er sah, daß die Portierkabine nicht besetzt war.

Wo steckte der Kerl?

Der Strahl glitt weiter, zeichnete ein Muster auf den Boden und erfaßte die erste Schlange.

Starr vor Schreck blieb Hancock stehen.

Plötzlich zitterte seine Hand, die die Lampe hielt. Er schwenkte sie zur Seite und sah gleichzeitig die zweite Schlange.

Die erste hatte sich aufgerichtet, die andere jedoch ringelte über den Boden auf Theo Hancock zu.

Und sie rasselte…

Eine Klapperschlange! fuhr es Hancock durch den Kopf. Eine verdammte Klapperschlange, und ich habe keine Waffe.

Er schwitzte plötzlich. Die schwere Lampe in seiner Hand zitterte noch mehr.

Er wollte um Hilfe schreien, sagte sich jedoch, daß ihm niemand helfen konnte. Seine Frau wollte er nicht in Gefahr bringen.

Da stieß die Schlange auf ihn zu.

Theo sah es genau, und er tat instinktiv genau das Richtige. Die Hand mit der schweren Lampe sauste nach unten.

Es gab ein klatschendes Geräusch, als er den Schlangenschädel traf. Und zwar tödlich traf. Das Vieh wurde zu Boden geschleudert, zuckte dort ein paarmal und verging. Hancock faßte sich ein Herz und trat noch einmal mit dem Fuß nach.

Wo war die andere?

Der Hausmeister kannte den Dschungel, dorthin fühlte er sich versetzt.

Er sah die zweite Schlange.

Sie bewegte sich auf die Kabine des Nachtportiers zu. Wahrscheinlich wollte sie sich dort verstecken.

Hancock nahm die Verfolgung auf. Bevor die Schlange die Kabine erreichte, hatte er sie.

Hancock drosch zweimal zu.

Das Reptil zuckte, sein Schwanz peitschte noch gegen Theos Beine, dann lag es still.

Der Hausmeister atmete auf. Zwei Schlangen erledigt. Plötzlich kam er sich wie ein kleiner Held vor.

Da fiel ihm der Portier ein. Vielleicht war er von den Schlangen gebissen worden und lag in seiner Kabine am Boden, nur hatte Theo ihn noch nicht gesehen.

Mit der Fußspitze schleuderte er den im Weg liegenden Schlangenrest zur Seite und zog die Tür weiter auf.

Die Kabine war leer.

Dafür schlug jemand gegen die Eingangstür. Es war der Nachtportier. Da der Strom ausgefallen war, öffnete sich auch nicht die Tür. Hancock hob beide Arme und winkte beruhigend mit den Händen. Dann rannte er los.

Er gehörte zu den wenigen, die den Schlüssel zu der schmalen Tür besaßen, hinter der die Anlagen für das Notstromaggregat lagen. Mit zitternden Fingern schloß er auf.

Die einfache Gebrauchsanweisung hing an der Wand. Theo leuchtete sie mit der Taschenlampe ab und betätigte wenig später die für eine Notstromversorgung vorgesehenen Handgriffe.

Es klappte.

Trübes Licht glühte in der Eingangshalle auf.

Auch die Tür ließ sich wieder öffnen. Sofort stürmte der Portier herein.

»Weißt du, was hier los ist?« schrie er.

»Sicher.«

»Gar nichts weißt du, Theo, ich habe…«
Was er hatte, brauchte er gar nicht zu sagen, das war deutlich genug zu hören.
Sirenen!
Ein geisterhaftes Jaulen. Polizei und Feuerwehr rückten gleichzeitig an.
»Jetzt geht es rund«, flüsterte der Nachtportier andächtig. Doch keiner der Männer ahnte, was wirklich auf dem Dach des Hochhauses vor sich ging…

***

Dort kämpften wir um unser Leben!
Das Kreuz hatte nichts genutzt gegen die vorchristliche, uralte Magie, mit der uns die Höllenschlange konfrontiert hatte.
Welche Waffe dann?
Die Dämonenpeitsche? Suko versuchte es. Er schlug gegen den heraushängenden Teil der Zunge. Die drei Riemen trafen auch, ich hörte das Klatschen und nahm dann den beißenden Geruch wahr, den uns der Wind gegen die Gesichter wehte.
Es half jedoch nichts.
Diese Waffe war winzig und lächerlich im Vergleich zu den Ausmaßen der Höllenschlange.
Nein, es gab keine Chance mehr. Wenn wir überleben wollten, mußte schon ein Wunder geschehen…

***

Plötzlich brannten wieder die Lampen. Allerdings sehr trübe.
»Hell, es wird wieder hell!« rief Tao Shen. Er tanzte vor Freude.
Sofort war Shao am Telefon. Sie hatte bisher neben der leichenblassen Jane Collins gesessen.
Der Apparat war tot.
Shao schluchzte auf. Sie vergrub ihr Gesicht in beiden Händen.
Langsam war auch sie mit ihren Nerven am Ende.
Da jedoch hörten sie von der Straße her das Geräusch.
Polizeisirenen!
»Sie kommen!« jubelten die Menschen. »Sie kommen!« Sie vergaßen selbst die Schlangen, die noch immer in der Wohnung lauerten…

***

Das Wunder geschah.
Urplötzlich war ein gewaltiges Brausen über uns in der Luft. Ein Geräusch, wie ich es noch nie gehört hatte.
Dann folgte der immense Schatten.
Er verdunkelte den ohnehin schon grauen Himmel zu einer finsteren Schwärze.

Auch die Schlange merkte, daß etwas nicht stimmte. Plötzlich schwebte der Kopf nicht mehr über uns. Sie hatten ihn gedreht und schaute hoch zum Himmel.

Suko und ich nutzten die Chance. Wir rannten, was unsere Beine hergaben, und blieben erst stehen, als wir die Einstiegsluke erreicht hatten, durch die wir auch auf das Dach geklettert waren.

Von dort aus sahen wir dann das Schauspiel. Und jetzt, im Nachhinein, muß ich zugeben, daß mich selten so etwas fasziniert hat wie der folgende Kampf.

Wir sahen, was der Schatten war.

Ein ungeheuer großes Paar Flügel, dessen Spannweite größer als das gesamte Hochhausdach war.

Es gehörte zu einem Vogel.

Aber was für einem.

Noch nie hatte ich solch ein Tier gesehen, und ich konnte sein Auftauchen auch nicht begreifen.

Der Vogel glich einem Adler, so wie ich ihn aus dem Gebirge kannte. Nur sein Gesicht war irgendwie anders. Eine Mischung zwischen Mensch und Vogel…

Unheimlich anzusehen.

Wir sahen zwei riesige Augen, die weit aus den Höhlen vorquollen und golden schimmerten. Dicht darunter wuchs der Ansatz einer Nase, der jedoch sofort in einen gewaltigen Schnabel überging, der wie ein Speer wirkte und den Mund mit einschloß. Unter den Flügeln sah ich goldenes Gefieder und dazwischen Arme, wie Menschen sie haben. Denn die Flügel wuchsen zusätzlich aus den Schulterblättern.

Das war kein Vogel, sondern ein Vogelmensch.

Und er attackierte die Höllenschlange. Er stieß wuchtig auf sie nieder, seine ausgebreiteten Flügel dienten ihm dabei als Stopper, und dann hackte er mit dem Schnabel zu.

Die Schlange fauchte. Sie konnte dem ersten Angriff nicht entgehen, ein gewaltiges Stück Fleisch wurde ihr aus dem Körper gerissen. Mit einer fast wütenden Bewegung schleuderte der adlerähnliche Vogel das Fleisch weg.

Es fiel nicht nach unten, sondern löste sich kurzerhand auf.

Die Schlange wollte sich zurückziehen, doch das ließ der riesige Vogel nicht zu.

Er landete unterhalb ihres Kopfes, hakte sich mit seinen Krallen fest und hackte in den Schädel.

Wir starrten und staunten. Mehr blieb uns nicht zu tun. Wer war dieser geheimnisvolle Vogel, der uns da buchstäblich im letzten Augenblick das Leben gerettet hatte?

Ich fragte Suko danach.

»Kann sein, daß ich es weiß«, erwiderte mein Partner.

»Und?«
»Hast du schon mal etwas von Garuda, dem Fürst der Vögel und dem Todfeind aller Schlangen gehört?«
»Ja, habe ich. Das kann Garuda sein. Er diente doch irgendeinem Gott als Reittier.«
»Wischnu.«
Es war unglaublich. Bisher hatte ich nicht geglaubt, daß diese Gestalten existierten, doch wir wurden eines Besseren belehrt. Garuda war gekommen, um uns zu helfen. Denn wo die Höllenschlange war, da war auch Garuda.
Es blieb im Gleichgewicht.
Die Schlange kämpfte. Sie schleuderte ihren Körper herum. Garuda fiel hart zurück, so daß das gesamte Dach bebte und wir Angst hatten, es würde doch noch einstürzen.
Es hielt, und der riesige Vogelmensch setzte seinen Angriff fort.
Wieder riß der Adler einen gewaltigen Fetzen aus dem Leib der Schlange, schleuderte ihn weg, und das Fleisch löste sich ebenso auf wie auch die anderen beiden Stücke.
Ganz schwach glaubte ich das Heulen von Polizei- und Feuerwehrsirenen zu hören, es störte mich nicht. Gebannt schauten wir dem einmaligen Kampf zu.
Die Höllenschlange verlor. Schwarzes Blut quoll aus den tiefen Wunden, breitete sich als kochender See auf dem Dach des Hauses aus, so daß wir hastig zurück mußten, um nicht von dem Zeug berührt zu werden. Dabei wäre ich fast noch in die Luke gefallen.
Dann schnappte das Gebiß der Höllenschlange zu.
Doch der Adler war viel zu flink. Blitzschnell stieg er in die Höhe und entging somit den mörderischen Zähnen. Die Höllenschlange aber lag zuckend auf dem Dach.
War das ihr Ende? Und war das auch Asmodinas Ende?
Ich hoffte es.
Es kam anders, ganz anders.
Asmodina, die Teufelstochter, war nicht so leicht zu besiegen. Sie war ein Kind der Schwarzen Magie und spielte sie auch eiskalt aus.
Plötzlich fand der Adler kein Ziel mehr. Garuda stieß ins Leere.
Er flatterte noch mit den Flügeln, und der dabei entstehende Windstoß warf uns fast um. Sekundenlang sah ich die goldfarbenen Augen auf mich gerichtet, dann drehte sich der Adler um.
Jetzt sahen wir, was aus der Riesenschlange geworden war.
Für einen Moment erkannte ich die Gestalt der Teufelstochter, dann wurde sie durchsichtig und verschwand.
Doch sie ließ etwas zurück.
Zwei Schlangen – mit Menschenköpfen!
Der Schock durchfuhr mich wie ein Stromstoß. Ich sah zum

erstenmal solche Wesen und wußte, daß es dieses Ehepaar war, das der Höllenschlange die Rückkehr überhaupt ermöglicht hatte.

Ein Frauen- und ein Männerkopf. Zwei Gesichter – verzerrt in Todesangst.

Ein leiser Schrei wehte uns entgegen, ein Hilferuf…

Ich rannte vor, wollte den Schlangenmenschen helfen, doch der Adler war schneller.

Erbarmungslos packten seine Krallen zu. Er riß die beiden Geschöpfe hoch und flog davon.

»Nein! Nicht…«

Mein Schrei war vergebens. Garuda hörte mich nicht, er wollte mich nicht hören.

Zwei Atemzüge später war er nicht mehr zu sehen, der Nachthimmel hatte ihn verschluckt.

Die Höllenschlange existierte nicht mehr.

Wir verließen unseren luftigen Platz. Keiner von uns sprach ein Wort. Beide wußten wir, daß wir verdammt knapp dem Tode entronnen waren. Ich dachte über die letzten Ereignisse nach. Ein anderer hatte uns das Leben gerettet. Eine Gestalt aus einer Sage.

Woher kam sie? Wo lebte sie? In welch einem Reich war sie zu Hause? Auf jeden Fall mußte sie uns beobachtet haben. Ich konnte davon ausgehen, daß unsere Welt unter der Aufsicht anderer Wesen stand.

Wirklich ein Gedanke, der einem Unbehagen bereiten konnte.

Diesmal hatte das Wesen uns gerettet. Wie würde es wohl beim nächstenmal aussehen?

***

Der Fahrstuhl funktionierte wieder.

In unserer Etage trafen wir auf Polizisten. Und auf Schlangen.

Die Beamten waren mit einem Gas bewaffnet, damit rückten sie den Tieren zuleibe.

Sie wurden nicht getötet, nur betäubt.

Weinend kam uns Shao entgegen. Sie warf sich Suko in die Arme, und ihre Worte alarmierten mich.

»Jane ist von einer Klapperschlange gebissen worden!«

Für einen Moment stand mein Herz still.

»Wo ist sie?« schrie ich.

»Schon im Krankenhaus.«

Ein halber Stein fiel mir bereits vom Herzen. »Und? Kann man sie retten?«

»Ich hoffe es!«

Jetzt erst sah ich Shao genauer an und bemerkte auch die Blutreste in ihrem Gesicht. »Du hast…?«

»Ja, ich habe die Wunde ausgesaugt. Es war wirklich nötig gewesen.«

Aus dem halben Stein wurde ein ganzer. Dann fiel ein dicker Wermutstropfen in meine Freude.

Aus Sukos Wohnung wurde eine Tote getragen. Sie war an dem Schlangenbiß und auch durch den Aufprall am Wannenrand gestorben, wie wir hinterher erfuhren.

Und noch ein Toter wurde später aus dem Haus transportiert.

Jerry Falmer.

Er hatte sein Bündnis mit Asmodina, der Teufelstochter, mit dem Leben bezahlt. Wie schon so viele vor ihm. Anscheinend starben die Dummen nie aus, denn die Dämonen fanden noch immer genügend Helfer.

Von den Vorfällen auf dem Dach hatte niemand etwas mitbekommen, was mich ungemein beruhigte. Die Aufregungen waren schon groß genug. Es dauerte noch Stunden, bis alle Schlangen gefunden waren.

Da saß ich bereits im Krankenhaus an Janes Bett. Sie war zwar etwas blaß um die Nase, doch als sie den Blumenstrauß sah, den ich mitgebracht hatte, strahlte sie wieder.

»Der Teufel wollte mich noch nicht haben«, sagte sie.

Ich nickte. »Das hast du in erster Linie Shao zu verdanken.«

»Ja, John. Ich werde ihr das nie vergessen. Deshalb feiern wir bald noch einen Geburtstag. Nämlich meinen…«

Ich war einverstanden.

Gefeiert haben wir ihn. Diesmal störte uns niemand. Auch keine Schlangen. Selbst auf Luftschlangen hatten wir verzichtet, denn nichts sollte uns mehr an das Abenteuer erinnern…

ENDE